



CRUSOE 2.0

Ein Leben - zwei Geschichten

Der
Tatsachen-
roman

von

VOLKER
KREUZNER



Echt.

Spannend.

Mutig.

Ehrlich.

Ein Leben - zwei Geschichten.

Über ein spektakuläres Wagnis auf einer einsamen Insel und einen leidenschaftlichen Abenteurer, der auszog, ein Held zu werden und dabei wieder zu sich selber fand.

Der Autor gewährt dem Leser durch Rückblicke auf sein Leben einen tiefen Einblick in seine Erlebnisse auf einer kleinen Insel und vertraut sie dem Leser in besonderer Weise in zwei Geschichten an: Eine, die auf einsamen Inseln spielt, mit zwei Mannschaften, die gegeneinander antreten, mit Kameras, Challenges, und einem Inselrat. Sie handelt von Hunger, der Kälte des Monsuns, Freundschaften die entstehen, Konflikten, die ausgetragen werden müssen und der Jagd nach 250.000€-Siegprämie.

Die Geschichte daneben, gewoben aus Rückblicken auf die Vergangenheit vor und nach der Insel, lässt den Leser, wie in einem Puzzle, den Autor als Mensch entdecken. Abseits von TV-Format, Kameras und den Regeln des Spiels. Und wie es ihm seit seinem Sieg und dem Abschied von der Insel bis heute ergangen ist.



Volker Kreuzners

CRUSOE 2.0
Ein Leben - zwei Geschichten



TENGAF FOUNDATION - DIE STIFTUNG

www.tengahfound.de

© 2018 Volker Kreuzner

überarbeitete Ausgabe: August 2018

Erstausgabe: April 18

Auflage: 1000

Herausgeber: Tengah Foundation, Augsburg

Druck: Best-Preis-Printing, Seefeld

Hardcover ISBN: 978-3-9819231-0-0

Gesamt-Layout, Umschlaggestaltung: Volker Görnert, Tengah Foundation, Friedberg

Illustration: Volker Görnert, Tengahfound-Agentur, Friedberg

Levi Gomes de Melo, Art Director

MD-Photografie, Augsburg

Heinz Veith, Manuela Veith-Dähn, www.mdphoto.de

Agentur symbiosys2, Friedberg

Lizenzfreie Umschlagbilder: www.pixabay.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

CRUSOE 2.0

Ein Leben - zwei Geschichten

Ein
Tatsachenroman

von

Volker Kreuzner

Für meine Kinder.
Und meine Mutter.

Und die Menschen,
die mich einen Teil des Weges bisher begleitet haben.

Denen ich aber doch oft ein wenig fremd erschien.
Ok. Manchmal.

Prolog

November. Ungemütlich. Nasskalt draußen. Doch hier drinnen ist es trocken. Und warm. Diese besondere, sich kugelförmig ausbreitende Wärme aus dem Kaminofen. Manchmal knacken die brennenden Scheite. Ich döse auf dem Sofa. Vor dem Fernseher. Fühle mich leer. Ausgelaugt. Und bin um Entspannung bemüht. Immer wieder einnickend. Die Flimmerkiste als Berieselung. Irgendwann beim Zappen hängen geblieben. Irgendeine dieser »Best of Tralala«-Sendungen. Schnell wechselnde Musikvideos. Dazwischen aufgeschrecktes Wachwerden. Die Werbung dröhnt. Ihre Clips sind lauter als das restliche Programm. Dann. Bryan Adams und sein »Summer of 69«. Was? Da. Kurz eingeblendet. Es braucht eine Weile, bis es zu mir durchdringt. Die Wahrheit. Dieser verdammte Kanadier ist ja jünger als ich. Der sah doch immer ganz gut aus. Früher. Und jetzt? Langsam aufkommendes Herzklopfen. Bis in den Hals. Und ich dachte, ich sähe noch ziemlich ansehnlich aus? Bis gerade. Ok. Mit den Jahren bin ich genügsamer geworden. Einiges habe ich mir schon abgeschminkt. Oft bleibt nur noch die heimliche Sehnsucht nach dem nie wieder Erreichbaren. Die Arbeit nimmt den größten Teil des Wachseins ein. Der Körper geht, zugegebenermaßen, auch nicht mehr allzu oft an seine Grenzen. Warum auch? Alles hat sich reduziert. Ein Fluch des Älterwerdens? Und ich, am Ende des Tages, auf der Couch beim Fernsehen eindösend? Vergiss es. Nein. Schluß jetzt mit der Jammerei. Ich gebe dem seit langem in mir schlummernden Drängen nach. Zwei Tasten. Fernseher aus. Rechner an. Ich strecke meinen schmerzenden Rücken und setze mich gerade hin. Aus dem beliebigen Abend ist nun doch plötzlich ein bedeutender Abend geworden. Der, an dem dieses Buch seinen Anfang nimmt. Ich habe beschlossen, von meinen Abenteuern zu erzählen. Davon, wie ich der »Survivor« geworden bin. Vom Anfang davor. Von dem, was danach kam und von allem dazwischen. Von allem, was in meinem Leben wichtig ist.

Meine Geschichte erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie ist bedingungslos aus meiner Sicht erzählt. So offen, wie ich fühle, so ehrlich, wie es geht. Doch sie bleibt, was sie ist: Subjektiv erzählt. Vielleicht auch an der einen oder anderen hässlichen Stelle etwas beschönigt. Und die Wahrheit? Was ist schon die Wahrheit? Eine scharfe Abbildung der Realität? Oder das, was ich sehe? Das, was

ich denke und fühle? Ja. Es ist immer ein Abbild meiner selbst. Meine Realität, meine Wahrheit. Von der ich ehrlich berichten kann. Jeder hat seine eigene Sicht auf die Dinge. Mag sein. Die Physiker behaupten, nur Naturgesetze sind allgemein und überall gültig und haben Bestand. Meine Realität, meine Wahrheit wird vergehen. Allerdings in recht absehbarer Zeit. Vielleicht, nein, wahrscheinlich wird etwas bleiben. Da bin ich mir schon sicher. Na ja. Ziemlich sicher zumindest. Der Monitor flimmert. Dokument neu. Der Cursor blinkt, ich beginne zu tippen: ...



»WIE ES BEGANN«

- »Das Casting«
- »Das Spiel - Format und Regeln«
- »Die Ankunft«

KÖLN . KUALA LUMPUR . MERSING



Ich heiße Volker und bin nicht groß von Wuchs. Ich habe Übergewicht. Und immer nach der Arbeit zieht sich dieser kernige, etwas strenge Geruch des Leders meiner Schuhe vermischt mit dem Schweißgeruch meiner ermüdeten Füße über den Dielenboden der Garderobe. Mein zweiter Vorname ist Franz. Der Vorname meines Vaters. Und auch der seines Vaters. Wie der meines Urgroßvaters. Brav nach alter Familientradition. Doch meine Mutter hatte aufbegehrt. Sie stammte ebenso wenig aus dieser Gegend, wie die Familie meines Vaters. Kompromissfhig, aber bestimmt, wie sie nun mal ist, überzeugte sie ihn. Mit der Intuition einer Mutter. Vorausahnend, dass Bodenständigkeit keines meiner besonderen Persönlichkeitsmerkmale sein würde. Denn in meinen Adern fließt das Blut eines Abenteurers. Pulsierend. Treibend. Vorwrtstrebend. Und immer bedrängt von der auch mir innewohnenden, stürmenden Unruhe eines jeden dieser Gattung. »Keine Atempause. Geschichte wird gemacht. Es geht voran.« Erst mit dreißig Jahren werden sich diese Zeilen aus einem Song der NDW-Band »Fehlfarben« in mein Hirn brennen. Als htten sie es für mich geschrieben. Ich habe es intuitiv ergänzt: »Es muss ein Ziel geben.« Vielleicht habe ich es schon gefunden. Und wenn nicht, bin ich mir dennoch sicher. Ich werde es finden. Und sei es nur für mich. Davon soll auch dieses Buch handeln. Von der Suche nach dem, was mich ausmacht. Und den Abenteuern, die das Leben mir bisher schenkte. Nicht diese Schweizer Events für Hundert Euro aus der Tte. Sondern die wahren Abenteurer. Die uns sterben lassen vor Glück. Oder quälende Schmerzen voller Tragik bereiten. Ich wollte immer bereit sein für die Abenteurer. Habe aber schnell bemerkt, dass es bei uns keinen Platz gibt für diesen Menschenschlag. Nicht mehr. Doch eines Tages bestimmt wieder.

Dieser Gedanke lässt die Vergangenheit an mir vorüberziehen. Wie in einem Hologramm. Wagnisse. Experimente. Wirbelnde Eskapaden. Phänomenale Eseleien. Verrückte Erlebnisse. Auf einmal ist alles wieder prsent. Immer am Limit. »Mr. Megabucks« in Atlantic City, der alles verspielt. Total pleite aus dem Casino kommend und sich wundernd. Er hatte doch den ganzen Tag gewonnen. Oder der »Schwarze Flamingo«. In Paris. Diese Frau, die mir beinahe zur Obsession wurde. Ich sah die Schweißperlen auf der samtene Haut ihres Rückens. Als sie mir nach viel zu vielen Cuba Libres und Caipirissimas den Mond von Wanne-Eickel kreisend entgegenstreckte. Und mich, nach Atem ringend, anflehte: »Ich bin fertig. Mach zu. Ich kotz gleich.« Und dann eines meiner größten Abenteurer. ProSieben. Vor zehn Jahren.

Als ich »Survivor« gewann. Die Show, deren Maxime zu meiner wurde. »Überwinde – überliste – überlebe«. Und ich am Ende die Viertelmillion Euro mitnahm. Als Sieger des Spiels. In Malaysia. Die vielen, vielen kleinen Inseln. Rawa, Simbang, Besar oder Sembilang fallen mir ein. Und meine Zeit auf Tengah. Die kleine Insel im Südchinesischen Meer, die mein Leben veränderte. Plötzlich ist sie wieder da. Ich kann sie geradezu spüren. Riechen. Sehe die langen Schatten. Sich immer weiter zur Dämmerung neigend, an diesem reinen, weißen Strand. Umspült von dem stetigen und deshalb beruhigenden Anlanden der Wellen. Alles da. Die Laute des Dschungels. Flimmernde, feuchte Hitze. Die kalten, nassen Nächte des Monsuns. Bis gerade noch verschwunden. Was soll ich sagen? Ich bin ein Sieger? Na toll. Jetzt trifft mich das Déjà-vu mit voller Wucht. »Du bist der erste ›Survivor‹ Deutschlands und hast gerade 250.000 Euro gewonnen.«

Ich erinnere mich genau. Vor allem an diese Zeit vor den Inseln. An mich. Die Tage der letzten Jahre bis zum Anschlag gefüllt mit Alltag. Durchgearbeitete Wochenenden. Regelmäßig drei Urlaube im Jahr. Gedacht als regenerative Verschnaufpause. In Wirklichkeit nicht mehr als ein Innehalten vom stetig rotierenden Denken. Wenigstens blieb die Nähe zu Frau und Kindern. Gefangen in etlichen Homevideos. Zahllose Blockbuster-DVD-Abende nach der Arbeit. Mit der Frau. Bis tief in die Nacht. Manchmal auch mit den Kindern. »Der weisse Hai« gehörte schon vor der Einschulung zum Standardrepertoire. Die zwei Großen teilten nicht nur deshalb unsere Vorliebe für Film und TV. Und besonders die meiner Frau Claudia für Vorabendserien. Ich teilte diese Vorliebe nicht. Und konnte, bei den oft grotten-schlechten Darbietungen der Vorabendsternchen in diesem lärmenden »Mach mich doof-TV«, selten hinter dem Berg halten mit abwertenden Urteilen über die dort dargebrachte »Schauspielkunst«. Gerade bei diesen »Soaps«, die Claudia und die Kinder bevorzugten. Das Kind hatte mich irgendwann ob meiner Frotzeleien über dieses Schauspielern bei den Hörnern gepackt. Meine Tochter Edda. Noch keine 16 damals. Frech. Aber irgendwie auch cool. Die Edda mit dem großen Herzen. Sie machte sich sogar Sorgen um meine alten Karren, die ich üblicherweise gegen ebensolche, aber fahrbereitere Autos, einzutauschen pflegte. »Was macht denn jetzt unser armes Auto da so allein?«, meinte sie noch Wochen später. Zu mitfühlend für diese, meine Welt. Und doch traute ich ihr als Kind schon zu, das zu tun, was ich immer wollte. Schauspielern. So wunderte es mich nicht, dass ausgerechnet sie mir eine

Kleinanzeige im Kölner »Express« unter die Nase rieb: »Mehrere Laiendarsteller für Nebenrollen in bekannten Serien gesucht!« »So, jetzt kannst du ja mal zeigen, was du so drauf hast.« Na ja. Große Klappe gehabt. Da muss ich jetzt durch. Ich rief an. Mehr um der Situation Genüge zu tun. Und bekam erstaunlicherweise eine Einladung zu diesem Casting.

Tage später. Köln. Erster Stock. Bürohaus. City. Jeder bekam ein Manuskript. Ich hatte keine Zeit zum Lesen. Diese Casting-Agentur war viel interessanter. Hip gestaltet. Die Agentur-Leute, soweit ich ihnen begegnete, waren interessant. Sie huschten über den Flur und sahen überaus beschäftigt aus. Ein wenig flippig. So wirkten sie zumindest auf mich. In jeder Ecke und an den Wänden standen viele Stühle, besetzt mit über Manuskripten gebeugten, mehr oder weniger leise vor sich hinmurmelnden Leuten jeden Alters. Fast wie von Michelangelo gemeißelt, stand ein junger Typ auf dem mit dem Logo der Agentur versehenen blauen Teppichboden des dunklen Flures. Gleich oben an der Treppe. Das Manuskript zitterte in seinen Händen. Er war den Tränen nahe: »Ich schaff das nicht.« »Bleib ruhig, du kriegst das schon hin!«, sprach ich ihm Mut zu und schmiss mich trotzdem weg. »Sich wegschmeißen«. Damit meint man im Rheinland, und wahrscheinlich nicht nur dort, eine gezwungen leise Reaktion auf eine außerordentlich komische Situation. Sei es, wie es ist. Ich kam dran. Dunkel. Fünf Hansels wie ich in einem Raum mit Bühne. Die Fernsehleute mit Equipment in der Mitte. Wer zuerst? Gar nicht erst lange fackeln. Dann habe ich es hinter mir. Ich ging nach vorne und legte gleich los. Ich musste laut Rolle im Manuskript einen Manager vor Gericht spielen, dessen Geliebte ihm den Laufpass gegeben hat. Und prompt mit seinen Kreditkarten die Konten plünderte. Kurze Vorstellung. Dann musste ich improvisieren. Regieanweisungen mit großen Zetteln, die der Tonmann hochhielt. »Lauter! Leiser! Schimpfen! Reuevoll!« Machte ich. Zum Schluss haute ich noch was Frauenfeindliches raus. Nur für die Fernsehleute. War ja nicht ich. Das hätte dieser Manager aber so gemacht. Fertig. Nach Hause. Abgehakt. Eine Weile nichts mehr gehört. Und dann kam ein E-Mail-Newsletter. Von dieser Agentur in Köln. Wie jeden Monat. Regelmäßig. Aber dieser war ein Besonderer. Hier hat sie mich das erste Mal, noch leise, aus dem Verborgenen, gerufen. Die Insel Tengah. Damals. Im Februar 2007.



Zu Hause im Westerwälder Kaff. Ich hatte gerade die Katze raus gelassen. Die Stufen aus dem dunklen Naturschiefer, der mir seit jeher gefiel, waren nass. Sie frieren schnell zu auf der wie gerissen wirkenden Oberfläche. Es lag noch Schnee. Morgens um kurz vor sieben. Ich fuhr den Rechner hoch. Mails checken. Für den Bürotag. Gleich. Mein Mailprogramm blinkte. Neue Nachricht. Die Casting-Agentur mit ihrem neuesten Newsletter. Ein Fragebogen. Darsteller und Kandidaten für mehrere Formate gesucht. Es wurden etwa zwanzig aufgezählt. Unter anderem auch »Abenteuershow«. Ich habe einfach alles angekreuzt, außer dieser Schuldensendung und der Singleshows. Was sollte ich da auch? Ansonsten? Hauptsache Fernsehen. Antwortbutton. Klick, weg.

Tage später kam ein Brief. Die Casting-Agentur. Sie würden sich freuen, mich auf einem Casting in Köln zum Thema Abenteuershow zu sehen. Zu Hause habe ich nichts gesagt. Die hätten mich nur für jetzt ganz durchgeknallt gehalten. Kaum ist er fünfzig und dann so was. Wahrscheinlich Midlife Crisis, die Dritte. Egal. Das Casting war schnell durch. Lange gewartet. Ein wenig vor der Kamera gesagt. Foto. Das war's. Nun bange Erwartung. Das Casting war ja nicht weiter bemerkenswert. Lediglich der Umstand, überhaupt eingeladen worden zu sein, war etwas Besonderes. Für mich. Denn meine Affinität zum Medium Fernsehen wurde bereits sehr früh geprägt. Schon als Kind waren die Stunden vor der Flimmerkiste für mich so eine Art »Wegbeamten«. Wie auch sollte ich meine Sehnsucht anders ausgleichen?

Ende März. Mein Telefon im Verlagsbüro klingelte. »Hi, hier ist Tanja von Tresor-TV. Wir würden dich gern nochmal bei einem weiteren Casting sehen.« Klar. Gerne. Wieder Köln. Wieder das Dorint in Deutz. Foyer im ersten Stock. Gleich am Anfang bekam ich eine Nummer auf einem großen Zettel. Ich schaute mir die Mitbewerber an. Viele Überflieger. Manche aus meiner Sicht offensichtlich fehl am Platz. Auf dem Sofa an der Wand saß so eine Art Alleinunterhalter. Schien wohl schon Casting-Erfahrung zu haben. Die Traube aus Menschen um ihn herum hörte gebannt zu. Ich hielt mich raus und blieb abseits an einem Stehtisch. Schräg neben mir stand eine Diane. Konnte ich auf dem Schild lesen, das sie sich genau in die Mitte ihres Dekolletés gesteckt hatte. Als Frau extravagant, durchaus attraktiv. Offenbar war sie alleine. Ich sprach sie an. Denn für mich hatte das Casting unabhängig von der Kamera bereits an der Eingangstür begonnen. So kamen wir in ein angeregt

Gespräch. Sie war Tänzerin. Aus Stuttgart. Hatte schon mehrere Castings hinter sich und wollte das hier unbedingt bestehen. Um ihrer Karriere willen. Sie wirkte nervös. So würde sie das nicht schaffen. »Komm, lass uns hier mal an die Bar gehen. Ich hätte sowieso Bock auf einen Kaffee. Da ist es auch etwas ruhiger.« Sie kam mit. Eine halbe Stunde und zwei Kaffee später hatte ich sie halbwegs ruhig. Sie war vor mir an der Reihe und verschwand im Casting-Raum. Ich habe sie nie wieder gesehen. Für mich und meine Nummer wurde es langsam Zeit. Ich schlenderte ruhig in Richtung Bewerberraum. Alles voll. Wenige leere Stühle. Ich setzte mich gleich vorne an einen runden Tisch, auf dem ein paar Schokoriegel und eine Flasche Wasser standen. Pappbecher gestapelt daneben. Entweder sie sparen auf Teufel komm raus oder wollen gleich klarmachen, worum es hier geht. Ich scannte weiter meine Mitbewerber. Darunter ein paar Leute, die ich mir in einer Abenteuershow beim besten Willen nicht vorstellen konnte. Links von mir saß so ein Kerl Marke Bodybuilder. Lange, blonde Matte, Goldkettchen. Erzählte die ganze Zeit, dass er Jürgen von Big Brother kennt. Und der hätte es ja jetzt auch geschafft. Zwischendurch kriegte er mal Hunger und beschwerte sich lauthals über die knappen Schokoriegel. Ich gab ihm dann meinen. »Hier. Nimm den. Ich denke, ein bisschen Schoki kannst du besser gebrauchen als ich.« Ich rechnete damit, Contra zu kriegen, wenigstens einen dummen Spruch. Aber er sagte nur artig: »Danke.« Dann pellte er langsam, fast andächtig, den Riegel aus der Verpackung und fuhr mit der linken Hand, das Papier langsam mit den Fingern faltend, in die Jackentasche seines Blousons. Er kaute langsam und wirkte zufrieden. Na ja. So hörte er wenigstens auf zu quatschen. Am Nachbartisch war eine ganze Menge los. Da saßen anscheinend Bayern, die sich wohl gesucht und gefunden hatten. Eine ältere Frau dazwischen. Therapeutischer Meditationstyp. So langsam wurde es immer leerer im Raum. Einer nach dem anderen wurde aufgerufen. Der Rest setzte sich zusammen. Ich blieb schön, wo ich war. Der Bayerntisch meldete sich: »Komm doch rüber zu uns.« »Nein, danke. Ich fühl mich hier ganz wohl.« Sie ließen nicht locker. Ich glaube, sie dachten, ich würde mich nicht trauen. Dann halt etwas energischer. Sie ordneten mich unter der Rubrik Spaßbremse ein und machten etwas leiser weiter. Meine ganze Aufmerksamkeit galt dem Typen hinten an der Wand. Saß da auch alleine. Verzog keine Miene. Kein Blickkontakt mit den anderen. Starrte stoisch aus dem Fenster. Ich schätzte ihn Mitte, Ende dreißig. Kurze Haare. Schien ein harter Brocken zu sein. Das war ein Konkurrent. Davon später.

Dann kam ich an die Reihe. Drei Frauen im Raum. Eine Blonde. Zwei Brünette. Machten Ton und Kamera. Eine schien da der Boss zu sein. Zumindest fragte sie mich immer was. Wer ich wäre. Was ich so machen würde. Wie ich über Frauen dächte. Ich sagte ihr, was ich dachte. Da gäbe es schon eine natürliche Spannung. Grundsätzlich auch eine sexuelle Spannung. Das hindere mich aber nicht daran, auch Freundinnen zu haben. Ich stellte dann zur Sicherheit klar, was gemeint war. Freundin wie Freund. Schien ihr zu gefallen. Wie ich mit Chefs im Allgemeinen auskäme? Allseits loyal. Noch ein paar Belanglosigkeiten. Sie schauten sich an. Pause. Keiner redete mehr. Bis die Blonde sagte: »Danke. Warte bitte noch kurz.« Eine ging raus. Sie kam mit einem Typ wieder rein, der so groß war, dass er kaum durch die Tür passte. Ziemlich dünn. Sehr gut gekleidet. Weißes Sakko. Mir fielen sofort seine Schuhe auf. So stellte ich mir Schuhe vor, wenn man von italienischen Designerschuhern sprach. Ganz feines Leder. Vorne spitz zulaufend. Er setzte sich auf einen Stuhl an der Wand. Die Chefin sagte, dass ich mich kurz noch mal vorstellen sollte. Also noch mal. Der Typ unterbrach mich schnell. »Kannst du manipulieren?« Aha. »Klar. Ich mache den ganzen Tag nichts anderes.« »Wie meinst du das?« »Na ja, ich habe vier Mädchen zu Hause, bin schon lange verheiratet und eine selbstständige One-Man-Show. Ich führe viele Gespräche am Tag. Mehr oder weniger sinnvolle. Und ich muss professionelle Preisverhandlungen bestehen. Das ginge alles nicht, sowohl im Privaten, als auch im Business, wenn ich da nicht versuchen würde, meine jeweilige Position in friedlichem Einvernehmen durchzusetzen. Geht zwar nicht immer, aber ich probiere es halt immer wieder.« »Danke. Das war's dann erst mal. Du hörst von uns.« Sprach es und verschwand. Na ja. Händeschütteln. Tschö mit ö. Ich war ganz relaxed und ging zu meinem Auto. War das jetzt gut oder schlecht? Ich werde es erfahren. War sehr auf die Rückmeldung gespannt. Bei uns stand jetzt erst mal Urlaub an. Allgäu. Wie schon oft. Unmittelbar in die Berge. Katzensprung bis Österreich. Für mich der ideale Platz, um auszuspannen. Das Casting ließ mir keine Ruhe. Die Spannung war von Anfang an sehr hoch. Natürlich kam die Rückmeldung mitten im Urlaub. Ich machte gerade Programm mit den Kindern. Schwimmen. Deshalb fuhren wir so gerne in diese Ferienwohnung in Pfronten. Unten im Keller ein großer Pool. Mit Zugang nach draußen in den Garten. Die Kinder waren da nicht wegzukriegen. Also Erholungswert einhundert Prozent. Ein Tobi erreichte mich auf dem Handy. Wir verabredeten uns zu einem längeren Telefongespräch am Abend.

Dann waren die Kinder im Bett. Er klingelte pünktlich durch. Wir redeten viel. Mein alter Bundeswehrspruch gefiel ihm sehr: »Tarnen, täuschen und verpissen.« Womit lediglich gemeint ist, ja nicht aufzufallen. Dann kriegt man auch keine unangenehmen Aufgaben. Wer nicht wahrgenommen wird, kriegt auch keinen Ärger. Ich hatte Glück. Das letzte Casting fand an dem Sonntag statt, an dem wir wieder zuhause waren. Wieder Köln. Aber ein anderer Ort. Nur noch achtundvierzig Leute, aus denen sie dann die letzte Auswahl treffen werden. Ich sollte Schwimmsachen mitbringen.



Mitte April. Das Sportcasting. In unserem Urlaub in Bayern vor zwei Wochen hatte ich ja schon ein wenig im kleinen Pool mit den Zwölfmeterbahnen geübt. Brustschwimmen. Mehr geht bei mir eh nicht. Die Spannung stieg. Ich war aufgeregt. Nur noch 48 Leute. Und ich einer dieser »Erwählten«. Es gab ein Gespräch mit dem Assistenten der Produktionsleitung. Er hatte etwas über die Sendung zu erzählen. »Es wird auf eine einsame Insel gehen. Der Name bleibt vorerst noch ungenannt. In den Tropen. Zwei Teams spielen gegeneinander. Die Verlierer müssen jemanden abwählen. Der Sieger bekommt 250.000 Euro. Es wird heiß sein. Extreme Luftfeuchtigkeit. Der Sender wird noch nicht verraten. Zwei Arten von Giftschlangen. Nicht alles essen. Keine Ekelsachen wie beim Dschungelcamp.« Ok. Danach ging es zum Schwimmen. Ins Agrippabad. Ich war zusammen mit zwei Frauen eingeteilt. Susanne, Hausfrau aus Recklinghausen, und Sonja, eine Studentin aus Köln. Jetzt beim Casting ein paar Bahnen durchs große Becken. Wenden nach 25 Metern. Kein Problem. Aber ich war langsam. Deshalb machten sie bei mir schon nach weniger als zehn Bahnen weiter. Sprung vom Fünfer. War schon ganz schön hoch. Augen zu und runter. Fußsprung. Diese Susanne traute sich nicht. Machte dann den Sprung vom Einer. Tauchen. Das Übliche. Ringe am Beckenboden. Runter und rausholen. Klappte ganz gut bei mir. Bei der aus Recklinghausen ging immer noch nichts. Ich fragte Patrick, einen Praktikanten der Produktion, ob wir ihr helfen dürften. »Warum können wir nicht für sie die Ringe holen? Hauptsache, alle Ringe sind oben. Auf der Insel wären wir doch auch ein Team.« Ging nicht. Warum auch immer. Noch

ganz nass, entschwanden die Frauen in der Umkleide. Ich war schnell umgezogen und quatschte später am Ausgang noch etwas mit diesem Patrick. Vielleicht konnte er mir ja Tipps zu einem Filmpraktikum für Edda geben. Die Frauen ließen sich Zeit. Schminken?

Jetzt noch das Abschlussgespräch. Ich kam in den Casting-Raum. Diesmal war es anders. Am Tisch saßen zwei Frauen und ein Mann. Im Hintergrund noch mehr Leute. Crew. Ton und Bild. Eine Frau erkannte ich sofort. »Hi! Dich kenne ich doch. Du warst bei Popstars? Oder?« »Nein. Bei DSDS.« »Oh. Das ist mir jetzt aber unangenehm.« »Muss es nicht. Volker?« Sie schaute ungläubig auf ein Foto. Mehrmals glich sie die Fotografie und mein Gesicht ab. »Das bist doch du, oder?« »Ja. Ich denke schon. Aber ich weiß nicht, was du da für ein Foto hast.« »Es sieht echt anders aus.« »Oh, oh. Das hört sich jetzt aber nicht gut an.« Der Typ neben ihr klinkte sich ein: »Sie meint, du siehst besser aus, als auf dem Foto.« »Na, da bin ich aber beruhigt.« Ich war jetzt aufgeregter, als ich zulassen wollte. Etwas begriffsstutzig wohl auch. Dieses Foto wurde im ersten Casting noch vor dem Urlaub gemacht. In meinem Alter geht der Stress halt nicht mehr spurlos an einem vorüber. Jetzt war ich sichtlich ausgeruhter. Sie gaben sich wohl zufrieden mit der Antwort. »Ich bin Shona. Das ist Barbara und das ist Herr Müller. Er ist der Verantwortliche vom Sender. Du hast uns in den zurückliegenden Castings ganz gut gefallen, Volker. Ganz besonders dein »Tarnen, täuschen und verpissen«. Dann erzähl mir doch jetzt mal bitte, was du mit diesem Spruch so meinst?« Ich musste grinsen und wiederholte, was ich Tobi in Bayern am Telefon erzählt hatte. Da hatte im Nachhinein die Truppe ja doch was Gutes. Wir redeten auch über meine Kinder. Über meine eigentlich recht niedrige Frustrationstoleranzgrenze. Ich erzählte eine Geschichte über Ikeaschrank-Aufbau. Wenn ich schon diese Aufbauanleitung in den Händen hätte, würde ich sofort unter Stress geraten, nur noch rummeckern und um mich schlagen. Verbal. Die Kinder kannten das gut: »Wir sind dann schon mal mit dem Hund raus.« Wir redeten über Gewaltbereitschaft. Ich stellte ausdrücklich klar, dass körperliche Gewalt für mich nie ein Mittel wäre, einen Konflikt zu lösen. Na ja. Früher war das anders. Sagte ich aber nicht. War etwas beunruhigt. Rede ich mich hier schon wieder um Kopf und Kragen? »Ok, dann warte bitte draußen, bis alle fertig sind. Wir setzen uns über das Wochenende zusammen und schlagen dann dem Sender eine Vorauswahl vor. Letztendlich entscheiden die, wer mitkommt auf die Insel. Das könnte bis

Donnerstag dauern. Mach dir also keine Gedanken, wenn du bis zum Ende der Woche nichts gehört hast. Wir sagen auf jeden Fall Bescheid. Auch die Absagen kriegen eine telefonische Nachricht«, sagte Shona lächelnd. Alle anderen lächelten auch. Nur der Typ vom Sender schaute ernst. Bildete ich mir ein. Die nächsten Tage waren sehr spannend. Irgendwoher wusste ich es. So eine Art des Sicherseins. Manchmal war es da und trog nie. Nur eine Geduldsprobe. Geduld habe ich viel. Nur nicht lange. Den Dienstag drauf. Ich war dienstlich unterwegs. Hatte einen Termin bei einer Digitaldruckerei. So halb elf am Vormittag. Ich kam mal wieder zu spät. Aber das war nichts Neues. Pünktlich bin ich selten. Deshalb mache ich auch nur Termine mit unbestimmter Uhrzeit. So zwischen zehn und elf. Halb elf war der Wunschtermin der Geschäftsführung. Aber elf Uhr schaffte ich. Mit dieser Art meines Umganges mit Terminen haben viele so ihre Probleme. Vor allem im Privaten. Es wird sehr oft als Missachtung verstanden. Es kostet mich dann viel Mühe, die aufgekommenen Wogen wieder zu glätten. Ich lernte erst spät, dass das, was ich meine und das, was ankommt, oft nicht dasselbe ist. Diese Welt ist halt nicht für mich geschaffen. Das Telefon klingelte im Auto. Freisprecheinrichtung. Mein alter 200D. Weiß. Claudia schläft bei längeren Fahrten auf dem Beifahrersitz schnell ein. Wahrscheinlich das Nageln des alten Diesels. Ich fahre immer diese alten Kisten. An der Münchner Vorwahl sah ich schon, wer das sein könnte. Ich fuhr rechts ran. »Hallo. Schönen guten Morgen. Hier ist Dagmar vom Sender.« Ich spürte dieses Klopfen im Hals. Wie immer, wenn ich aufgeregt bin. »Herzlichen Glückwunsch. Ich möchte dir mitteilen, dass wir dich gerne mitnehmen wollen.« Yes. In Gedanken machte ich den Klinsmann-Diver. Blieb aber cool. »Oh, das ist ja sehr schön. Da freu ich mich. Wann geht es denn los?« »Alles Weitere erfährst du noch per Mail. Und ein gesondertes Schreiben kriegst du auch noch. Du bist der Erste, den wir anrufen.« Oh. Das wunderte mich. Warum ich? Egal. Meine hoffnungsvolle Gewissheit war Wirklichkeit geworden. »Als Nächstes steht jetzt die ärztliche Untersuchung auf dem Programm. Kannst du am Sonntag nach Köln kommen? Dort ist die Praxis des Tropenarztes, der für den Sender den Kandidaten das Gesundheitszeugnis ausstellt. Du brauchst ja sicherlich auch noch alle Tropenimpfungen, oder?« »Ich denke schon. Geimpft bin ich überhaupt nicht.« »Na, dann noch mal herzlichen Glückwunsch. Wir freuen uns auf dich. Tschüss und bis bald.«

Ein Klacken in der Leitung. Sie hat aufgelegt. Seufzer der Erleichterung. Meine Arbeitsgespräche an diesem Tag machte ich wie in Trance. Es war ein seltsames Gefühl. Tief in mir hatte ich gewusst, dass dies mein Spiel ist. Aber der Kopf setzte doch immer wieder Zweifel. Jetzt wird es wahr werden. Mein großes Abenteuer. Ich kann und werde als Held zurückkehren. »Sie wollen mich mitnehmen«, sagte ich zu Claudia an diesem Abend, »habe heute Morgen den Anruf bekommen.« »Das habe ich mir schon gedacht. Umsonst casten die dich nicht zum dritten Mal. Du weißt ja, was ich davon halte. Nix. Du bist viel zu alt für den Quatsch. Ganz abgesehen, dass du uns hier zwei Monate alleine lassen willst. Bei der Großen mache ich mir da nicht so viel Sorgen. Aber die Kleine wird da ihre Probleme kriegen. Das weiß ich. Aber es sei, wie es ist. Dein Traum. Dann sollst du es tun.« Das war die Absolution. Danke. Danke. Ich denke, sie merkte, dass ich hier nicht zurückkonnte. Für mich gab es keine Alternative. Ich musste. Sie wusste das. Vielleicht auch schon, dass nach dem Spiel, wenn ich wieder nach Hause komme, nichts mehr so sein würde wie vorher. Es wird der Preis sein, den Helden zahlen. Doch davon wusste ich noch nichts, aber ab jetzt war ich fokussiert auf dieses Spiel. Es hämmerte förmlich in meinem Kopf. Was ist, wenn du gleich rausfliegst? Tja. Kann passieren. Wird es aber nicht. Du wirst dich vorbereiten. Mach dich nicht verrückt. Bleib ruhig. Was ist, wenn du gewinnst? So ein Quatsch. Du nicht. Damit brauchst du dich gar nicht erst zu beschäftigen. Obwohl ich im Netz gelesen habe, dass da bei den Staffeln in Amiland oft Ältere dabei sind. Und die waren auch nicht chancenlos. Susanne ist auch der Meinung. Meine kleine und jüngste Schwester. Jetzt Amerikanerin. Sie lebt in Pennsylvania. Schuylkill County. Tamaqua Hometown. Ich habe in der Zeit des Castings viel mit ihr telefoniert. Sie sagt, in den USA ist diese Sendung ein Riesenerfolg und es gewinnen oft die Älteren. Ich kann mir das nicht vorstellen. Hauptsache, ich fliege nicht gleich raus. Drei Wochen wären schon cool. Aber mehr wird wohl nicht drin sein. Susanne ist unsere Jüngste. Sie ist zehn Jahre jünger als ich. Ich habe ein besonderes Verhältnis zu ihr. Sie hat viele Sachen gemacht, zu denen mir zwar nicht der Mut, aber letztendlich die Tatkraft fehlte. Wie Amerika. Das war von jeher mein Land. Aus der Tiefe des Herzens liebe ich zwar ein Anderes. Seit 1989 Vergangenes. Das andere Deutschland. Die DDR. Aber dieses Amiland blieb immer das Ziel meiner Träume. Schon als Dreijähriger lief ich in unserem Vorgarten den Gänsen hinterher und erzählte jedem aufgeregt über den Zaun: »Dann nehme ich mir mein Mikiki und

fahre nach Amekaka.« Mikiki war Michael. Mein jüngerer Bruder. Vielleicht war es damals schon ein Ausdruck meines Getriebenseins.

Ich wollte mich vorher noch checken lassen. Zahnarzt. Professionelle Zahnreinigung. Keine Ahnung, wie Zähneputzen auf der Insel funktionieren soll. Aber Mundgeruch wird wahrscheinlich auch ein Ausschlusskriterium bei den Konkurrenten sein. Und dieser Weisheitszahn musste raus. Der hat mir schon seit Jahren Probleme bereitet. Was ist, wenn der auf der Insel wieder anfängt zu schmerzen? Ich redete mit Andy. Meinem Zahnarzt. Er ist der Einzige, den ich an meine Zähne lasse. Er kennt meine Zahnarztphobie schon länger. Er kann damit umgehen. Wir hatten auch privat miteinander zu tun. Er weiß, wo die Phobie herkommt.

Ich war acht Jahre alt. In der Nähe meines alten Kindergartens. Zahnarztpraxis. »Mit diesen Zähnen wird der Junge sechzig. Aber der hier muss raus.« Betäubung gab es nicht. Meine Mutter hinter mir. Meinen Mund mit einer Spange geöffnet. Bohrer und Zange riesig. Ich schrie. Heulte. Wehrte mich. Umsonst. »Stell dich nicht so an.« Der Zahnarzt grummelte vor sich hin. Ich hielt die Klappe. Meine Mutter musste alle Kraft aufbieten. Sie stemmte sich gegen meinen Kopf in ihrer Armbeuge. Irgendwann war Schluss. Sie kaufte mir eine kleine Belohnung. Es schaffte kaum Erleichterung, doch dafür hält sich die Erfahrung bis heute hartnäckig.

Andy riet dazu, gleich beide Weisheitszähne zu ziehen. Ober- und Unterkiefer. Ein Abwasch. Erledigt. In der Zahnchirurgie Bonn. Ich bestand auf einer Betäubung, »volle Dröhnung«. Claudia musste mit. Zum Autofahren. Im Wartezimmer wurde auf einmal alles schummrig. War wirklich volle Dröhnung. Dann nur noch den Check beim Hausarzt. So ein Kompletcheck halt. Er rief mich ein paar Tage später abends an. »Oh, das ist aber kein gutes Zeichen, wenn der Arzt einen zu später Stunde anruft«, scherzte ich. Er war höflich reserviert. Meine Blutwerte würden nicht stimmen. Es bestehe der Verdacht, dass sich Prostatakrebs dahinter verbergen könnte. Müsste aber nicht. Könnte auch nur eine Entzündung sein. Er riet zu einer sofortigen Untersuchung beim Urologen. Nein. Dann wäre das Inselabenteuer ja erledigt. Ich will das nicht hören. »Ärzte und Rechtsanwälte kannst du in der Pfeife rauchen.« Eines meiner »geflügelten Worte«. Natürlich nicht ernst gemeint. Sie verlangen nur immer Sachen von einem, die sich nur sehr mühevoll umsetzen lassen. Unbequeme Sachen. Ich machte den Termin beim Urologen für den Oktober.



Sonntagmorgen. Noch achtzehn Tage. Termin beim Senderarzt. Eine Tropenarztpraxis in Köln. Ich war wie immer früh auf. Bin auch wie immer Brötchen holen gefahren. An der Esso. Fünf normale, drei Körner, zwei Croissants, zwei Schoko-Croissants. Coffee-to-go. Klein. Über zehn Euro. Mann-o-mann. So schnell kann man das Geld ja gar nicht reinholen, wie es wegrieselt. Gemeinsames Frühstück. Ich aß wie immer nichts. Das mache ich schon seit Jahren so. Ich kriege einfach so früh am Morgen nichts runter. Keine Atempause. Diese Zeilen von »Fehlfarben«: »Keine Atempause. Geschichte wird gemacht. Es geht voran ...« Sie hämmerten für mich nur allzu Bekanntes in mein Bewusstsein: Keine Atempause. Beim Arbeiten habe ich dann eben keine Zeit zum Essen. Keine Zeit für Hunger. Wenn die Anderen Pause machen, habe ich Zeit, um die Gedanken zu ordnen für den Nachmittag. Ich esse dann nach sechs. Zu spät und zu viel. Meine Altherrenwampe belegte diese Tatsache allzu deutlich. Auf der Insel wird mir dieser Rhythmus allerdings zum Segen werden. Es wurde Zeit. Schnell nochmal zur Tanke. Wieder einen Coffee-to-go. XL. Dieser Kaffee war ziemlich stark. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als sich mein Navi meldete: »Sie haben Ihren Zielort erreicht.« Zweite Etage. Viel los. Viel Warterei. Blutdruck messen, Belastungs-EKG. Ich konnte kurz in diese, durch einen Vorhang abgetrennte, kleine Nische sehen, in der gerade ein anderer Kandidat ein EKG auf dem Rad erledigte. Ach du Schande. Der ist bestimmt einsneunzig groß. Und hat Schultern wie der kleine Klitschko. Wladimir. Den habe ich gesehen. In Köln. Zweimal. Mit Claudia. Unvorstellbare 200 Euro pro Ticket. Gegen Axel Schulz. Und nochmal als er Weltmeister wurde. Gegen diesen Chris Byrd. Oh je, du schmierst da voll ab. Im Wartezimmer sollte ein Kandidatenzettel ausgefüllt werden. Absolutes Sprechverbot. Interessierte mich aber nicht wirklich. Ich will wissen, wie die so drauf sind. Ich lernte einige Mitkandidaten kennen. Mir gegenüber saß eine junge Frau. Hochkonzentriert über dem Fragebogen. Schwarze Haare, schlank, Mandelaugen. Orientalischer Typ. Aber kein Kopftuch. »Hi. Ich bin Volker. Habe dich beim Casting gar nicht gesehen. Wann warst du denn da?« Sie zeigte mir den Zettel. Tippte mit dem Finger auf die ersten Zeilen. Aha. Bilgi heißt sie. »Hi, Bilgi. Habe diesen Namen noch nie gehört. Bist du türkisch?« Sie schaute sich etwas ängstlich nach allen Seiten um. Flüsterte. »Psst. Wir dürfen nicht reden.« »Oh, sorry, wollte dich nicht in

Verlegenheit bringen.« Na ja, dann kennt sie jetzt wenigstens mich. »Wohnst du hier in Köln?« Böse Blicke. Aus dem Nebenzimmer ertönte eine Stimme: »Ach nee, da hat ja einer ein enormes Kommunikationspotenzial. Komm bitte mal her zu mir, Volker. Bilgi, du kannst den Zettel weiter ausfüllen. Wir denken uns da schon was bei, wenn wir sagen, bitte nicht miteinander sprechen.« Der Praktikant vom Sender. Patrick. Hatte ihn ja schon beim Schwimm-Casting kennengelernt. Ganz cooler Typ. Er klärte mich noch mal auf. Der Sender möchte nicht, dass sich die Kandidaten schon vor der Sendung kennenlernen. Sie befürchten, dass dann die Aufnahmen auf der Insel nicht authentisch genug werden. Das konnte ich nachvollziehen. Und habe trotzdem mit jedem gesprochen, der mir über den Weg lief. Für mich hatte das Spiel längst begonnen. Redete noch kurz mit einem Hendrik. Student aus Hannover. Der gefiel mir ganz gut. Dann noch Arno. Er lehnte ruhig, aber bestimmt, jede verbale Kommunikation ab. Hatte Angst, ein Regelverstoß könnte zu seinem Ausschluss führen. Ich füllte nun auch noch diesen Zettel aus. Dann das Gespräch mit dem Arzt. Er bemängelte meinen Blutdruck. Ob ich denn schon länger an zu hohem Blutdruck leiden würde? »Nicht, dass ich wüsste. Das ist mir neu.« »Auf jeden Fall kann ich Sie mit 165 zu 119 nicht mitfahren lassen. Das muss auf jeden Fall gecheckt werden. Die Aufregung und der starke Kaffee tun sicherlich auch noch etwas dazu. Aber das hier ist eindeutig zu hoch.« Welche Aufregung meint der? Bei mir machte sich leichte Panik breit. »Also, ich will ja nicht unbedingt einen Aufstand proben. Aber das ist doch jetzt nicht Ihr Ernst, oder? Da kämpfe ich mich durch jedes Casting und jetzt wollen Sie mich nicht mitfahren lassen?« Er betonte die Verantwortung als Arzt, die er sowohl den Kandidaten als auch dem Sender gegenüber hätte und machte einen Vorschlag, den ich nicht ablehnen konnte: »Am Mittwoch ist der zweite Teil der neun Tropenimpfungen. Sie besprechen das Problem sofort morgen früh mit Ihrem Hausarzt und machen dann jeden Tag drei Blutdruckmessungen. In einer Apotheke. Bitte jeweils in einer anderen Apotheke. Die können das ordentlich protokollieren, es kostet Sie nichts und ich kann mir sicher sein, dass Sie nicht schummeln. Den ersten Wert möchte ich gerne auf maximal 130 und den zweiten unter 90 haben. Wenn Sie das hinkriegen, wäre das für mich in Ordnung.« Ok. Neue Aufgabe. Mein Doc zu Hause verschrieb mir am Montagmorgen nach ausführlicher Schilderung der Situation ein ganz leichtes Blutdruckmittel. Ich kaufte mir sofort ein Messgerät und habe dann zur Kontrolle mehrmals täglich gemessen. Der Blutdruck sank tatsächlich.

In den Apotheken klappte auch alles. Mittwoch. Köln. Das Abschlussgespräch. »Die Werte sind ja jetzt ok. Ihre Dosis ist im Übrigen so gering, ja fast homöopathisch, dass es passt. So könnte ich es verantworten. Aber um jegliches Risiko auszuschließen, muss ich noch auf einer Untersuchung bei einem Kardiologen bestehen.« Wie? Was jetzt schon wieder? So langsam wurde ich sauer. »Warum? Die Werte sind so, wie Sie sie haben wollten. Das dauert doch ewig und drei Tage, bis ich da einen Termin kriege.« »Na, dann strengen Sie sich an. Heute ist Mittwoch. Spätestens am Samstag muss ich die Gesundheitszeugnisse an den Sender faxen. Knien Sie sich rein. Holen Sie sich schnell einen Termin. Ich brauche das Attest eines Kardiologen, dass Ihr Herz durch jahrelangen unbemerkten Bluthochdruck nicht geschädigt ist. Auf der Insel wird es körperlich sehr stressig und anstrengend. Ein ungewohntes, belastendes Tropenklima. Mangelernährung. Soziale Isolation. Da müssen Sie in absolut guter Verfassung sein. Und die anderen Kandidaten sind wesentlich jünger als Sie.« Eigentlich hätte ich ihm eine ganze Menge zu sagen gehabt. Aber ich verkniff es mir. Was soll denn das schon für ein Stress sein? Ich weiß, was Stress ist. Das hier auf jeden Fall nicht. Ich war sauer. Zu Hause klemmte ich mich aber gleich ans Telefon. Zwei Absagen. Dann einen Termin heute noch um sieben. Als Privatpatient nach der Sprechstunde. Ok. Dann muss ich halt zahlen. Das wäre geschafft. Eine Stunde ausführliche Untersuchung. Der Arzt war neugierig. Ich erklärte ihm die Situation mit Hinweis auf seine Schweigepflicht. Wir sind ja vom Sender vergattert worden. Es durfte nichts von dieser Sendung publik werden. »Die Bedenken des Kollegen sind unbegründet. Ihr Herz ist gesund und nicht geschädigt. In Ihrem Alter ist Bluthochdruck nicht ungewöhnlich. Ich schreibe ein Gutachten und faxe es dem Kollegen morgen zu.« Danach erzählte er mir noch in mehr privatem Rahmen, dass er von dieser Art Fernsehunterhaltung absolut nichts hält, sich so einen Mist nicht anschauen würde und im Übrigen auch nicht versteht, warum ich mich auf so etwas einlasse. Geschenkt. Rechnung kommt. Na also. Es konnte losgehen. Ich hatte mir so viel vorgenommen. Ich wollte noch ins Fitnessstudio und wenigstens ein wenig für die Ausdauer machen. Schließlich hatte ich jahrelang nichts mehr wirklich Sportliches getan. Ein Crashkurs in tropischer, asiatischer Pflanzen- und Kleintierwelt stand auch auf der Agenda. Das war jetzt alles gestorben. Also würde das Spiel für mich wie alles im Leben beginnen. Keine Atempause. Von null auf hundert. Sofort. Bei mir dreht sich die Welt eben anders. Jetzt fing es an, Spaß zu machen. Ich freute mich.



Anfang Mai. Nur noch acht Tage. Einiges an Vorbereitung klappte nicht mehr seit dieser irritierenden Unruhe durch den Check des Tropenarztes. Mann. Hatte der mich Zeit gekostet. »Ich will keinen Hunger, keine Angst vor Schlangen, kein Heimweh und keine sentimentalen Anwandlungen. Mach das weg!« Das war mein Auftrag an den Hypnotiseur, den ich aufsuchte, als klar war, dass sie mich mitnehmen würden. Eine Kollegin im Verlag hatte von ihm erzählt. Sie wollte nicht mehr rauchen. Hatte zwar nicht daran geglaubt, dass es mit Hypnose funktionieren würde. Aber die zweihundert Euro war ihr der Versuch wert. Es hat geklappt. Warum sollte das nicht auch mit meinem Anliegen funktionieren? Als ich ihm die Situation schilderte, bekam ich schon für den nächsten Tag einen Termin. Nach einem intensiven Vorgespräch war er von meiner Einstellung überzeugt. Ich knallte mich in einen sehr bequemen Ledersessel. Elektronisch gesteuert. Wie bei meinem Chrysler »Vision V6 3.5 Automatik«. Baujahr 84. Alle Extras. Es passte fast. Ich musste kaum etwas nachstellen, um meine ideale Liegeposition zu finden. Etwas leise Musik. Seine ruhige, tiefe Stimme. Ein Pendel. Ich schmeiß mich weg. Das ist ja echt so. Dann tippte er kurz auf meine Stirn, etwas oberhalb der Augen, und ich war weg. Nicht betäubt, aber in einem halb wachen, nach innen gekehrten, aufmerksamen Dämmern. Ich lauschte der Stimme. Sie führte mich in einen Garten mit vielen Ebenen. Mit jeder Treppe abwärts wurde dieser Garten immer fantastischer. Ruhiger. Jede Ebene mit anderen Pflanzen. Aus ganz anderen Kulturen. Irgendwann war ich auf der untersten Ebene angekommen. Ein Ort des wohligen Entspannens. Ich roch das frische Gras. Von weitem näherte sich ein Zug. Eine Dampflokomotive. Mit Güterwaggons. Als er an dem kleinen, gepflasterten Bahnsteig des Gartens hielt, öffneten sich Schiebetüren an den Waggons und ich konnte den Kram, den ich so bei mir trug, abladen. Alles, was man halt so bei sich hatte, aber nie brauchte. Oder von dem ich meinte, es sei wichtig. In Wirklichkeit aber nur nutzloser Ballast. Die Türen schlossen und der Zug fuhr langsam an. Leise. Fast ohne Geräusch. Ich konnte mich endlich ins Gras legen und entspannen. Leicht. Der Zug war schon weit weg. Aber ich hörte ihn noch kurz pfeifen. Leise. Es war Zeit zurückzugehen. Als ich aufwachte, war mehr Zeit vergangen, als ich dachte. Die gefühlten zwanzig Minuten in diesem aufmerksamen

Dämmerzustand waren achtzig Minuten Echtzeit. Nachdem seine ruhige Stimme mich im Countdown rückwärts zurückholte, verblieb dieser Zustand des vernebelten Denkens noch eine Zeit lang. Mit einem leichten Ziehen im Kopf. So eine Art beschwerende Dichte im Hirn. Offensichtlich war etwas passiert. Nach drei Sitzungen in dieser letzten Woche waren wir durch.

Das Gespräch mit meinem Verlagsleiter stand noch an. Alles war in trockenen Tüchern. Ich durfte mit auf die Insel. Am 12. Mai sollte es losgehen. Aber was ist, wenn ich wirklich die fünfzig Tage auf der Insel »überleben« sollte? Ich war freier Mitarbeiter im Verlag. Die Produktion Print und Werbemittel erledigte ich als One-Man-Show. Die aktuelle Saison war noch nicht ganz abgeschlossen. Das konnte ich hinkriegen. Aber ich brauchte natürlich das Einverständnis meines wichtigsten Kunden. Wenn er »Nein!« sagt, ist das Abenteuer auch vorbei. Ich konnte mir nicht leisten, diesen Kunden zu verlieren. Der Verlag war so ziemlich das Beste, was mir in den letzten Jahren beruflich begegnet war. Vor zehn Jahren hatte ich eine Anzeige im Generalanzeiger gelesen. »Verlag sucht Produktioner.« Die Stellenbeschreibung passte genau. Aber die Geschäftsführung meiner eigenen Druckerei ließ mir keine Möglichkeit, diese durchaus interessante Tätigkeit überhaupt in Erwägung zu ziehen. Sechs Monate später die gleiche Anzeige. Gleiche Stellenbeschreibung. Da war es wieder. Dieses Gefühl der Bestimmung. Als hätte da jemand gerufen. Der Verlagsleiter hat sofort das Potenzial in unserer Zusammenarbeit erkannt. Es war für beide über lange Jahre sehr erfolgreich. Ich habe gutes Geld verdient. Und aufgrund guter Preisverhandlungen für den Verlag war mein Honorar quasi umsonst. Also eine klassische Win-win-Situation. Außerdem waren Ede und ich auf einer Wellenlänge. Wir waren noch per »Sie«. Ich duzte ihn erst zwei Jahre später. Beruflich war ich im Verlag endlich angekommen. Keine Türen mehr eintreten, die sich nicht von alleine öffneten. Erfolg und die damit verbundene Anerkennung. Ein tolles Team. Alle zielorientiert. Absolut tolerantes Arbeitszeitmodell. Seriöses Arbeiten. Wir wollten erfolgreich sein. Bis die Verlagsleitung wechselte. Dann musste ich mir ein anderes Betätigungsfeld suchen. Ich ging gleich in sein Zimmer. Vorher noch einen Kaffee aus der Küche. Ede saß gewohnt leger am Schreibtisch. Typisch. Die Füße auf dem Tisch. Zwischen Stapeln von Prospekten, Büchern, Manuskripten und Druckmustern. Die Augen auf drei Bildschirmen mit Tabellen. Auf dem Boden Kartons mit Give-aways, teilweise ungeöffnet. Wir passten zusammen. »Darf ich Sie mal kurz sprechen?« Nur

ein Grummeln. Ich kannte seine einsilbige Art mittlerweile. Es hätte auch »jetzt nicht« heißen können. Einfach weitermachen. Wenn man falsch lag, ließ er es einen dann später deutlich merken. »Ich mache da so eine Sache fürs Fernsehen. Eine Adventurshow. Das würde heißen, ich bin unter Umständen von Mitte Mai bis Mitte Juli nicht da. Die aktuelle Saison ist fast abgeschlossen. Die nächste anzufangen, würde im Juli reichen. Ist das ok?« Nichts. Keine Regung. Er nahm langsam die Füße vom Tisch. Drehte sich mit dem Stuhl zu mir. »Hä? Nochmal. Was für eine Adventurshow?« Ich erklärte alles noch mal. Von Anfang an. Vor allem klärte ich ihn über die Schweigepflicht vom Sender auf. Bei ihm war es gut aufgehoben. »Das ist meine Chance. Mein Spiel. Und sie kennen mich. Das soll nicht arrogant klingen, aber ich werde mir diese 250.000 Euro holen.« Er war einverstanden und konnte sich auch nicht vorstellen, dass die Geschäftsführung etwas gegen diese Art von Außenwerbung hätte. Ich hatte sein Go.



Das Spiel. Format und Regeln. »Survivor« ist ein Reality-Fernsehkonzept, das in Schweden unter dem Titel »Expedition Robinson« entwickelt wurde und dort 1997 bis zu 2,3 Millionen Zuschauer erreichte. Das Format wurde in vielen Ländern weltweit unter verschiedenen Bezeichnungen übernommen und ausgestrahlt. Im Jahr 2000 startete eine US-amerikanische Ausgabe mit dem Titel »Survivor«, die bis jetzt von CBS ausgestrahlt wird und schon 32 Staffeln bis 2017 umfasst. Dieser CBS-Ableger diente als Vorlage für das deutsche Format »Survivor – überwinde, überliste, überlebe«. In Deutschland und für »ProSieben« reichte es nur zu einer Staffel. Allerdings hat keine Nation weltweit auch nur annähernd die 50 Tage Spieldauer von ProSieben erreicht. In der Regel dauern die Aufzeichnungen international bis zu 39 Tage. Die Erstausstrahlung der von der Münchener »Tresor-TV« für ProSieben produzierten deutschen Staffel war am 14. August 2007. Die ersten vier Folgen starteten zur Primetime um 20:15 Uhr. Trotz 1,6 Millionen Zuschauern konnte sich »Survivor« gegen starke RTL-Serienkonkurrenz nicht durchsetzen und es erfolgte eine Verschiebung auf die Sendezeit 22:15 Uhr. Als die Reichweite in der werberelevanten Zielgruppe 13 – 49 Jahre nur noch knapp über 5% betrug, verbannte ProSieben das

bereits abgedrehte und bezahlte Format auf den Samstagmorgen. Das Finale flimmerte am 17. November 2007 über die deutschen Bildschirme.

Im deutschen Ableger von ProSieben wurde eine Gruppe von Menschen auf einer abgelegenen Insel in Malaysia ausgesetzt. Die Kandidaten wurden in die zwei Teams, Tasik (blau) und Gunung (gelb), aufgeteilt. Sie mussten in einer fremden, extremen, unbekanntem Umgebung, auf sich allein gestellt, ihr Überleben sichern. Sie ohne fremde Hilfe unter ungewohnten Bedingungen um Nahrung, Feuer und Unterkunft, um sich selbst und ihr jeweiliges Team kümmern. Regelmäßig fanden Wettkämpfe, sogenannte »Challenges« statt, bei denen das siegreiche Team eine Belohnung oder die sogenannte »Immunität« gewinnen konnte. Der Gewinn einer Immunitäts-Challenge war ganz besonders wichtig, denn er bot Schutz beim »Inselrat«. Der Inselrat bezeichnete eine Wahl, bei der am Abend des Wettkampfes ein Mitglied des unterlegenen Teams von den eigenen Teamkollegen in geheimer Abstimmung aus dem Spiel gewählt wurde und die Insel sofort verlassen musste. Es konnte vorkommen, dass Kandidaten das Spiel aber auch aus medizinischen Gründen verließen, nachdem sie sich verletzt hatten, krank geworden oder den physischen und mentalen Anforderungen nicht länger gewachsen waren.

In der ersten Phase des Spiels traten bei diesen Wettkämpfen die Teams gegeneinander an, wobei nur das siegreiche Team die Belohnung bzw. Immunität gewinnen konnte. Da sich durch die geheimen Abwahlen im Inselrat die Anzahl der im Spiel verbliebenen Mitspieler stetig verringerte, kam es in der Endphase zu einer Zusammenführung (dem »Merge«) der beiden Teams, und alle verbliebenen Kandidaten wurden zu einem einzigen neuen Team Api (rot) zusammgelegt. Die Wettkämpfe wurden ab diesem Zeitpunkt im sportlichen Einzelkampf (jeder gegen jeden) ausgetragen und nur der Sieger konnte folglich die Belohnung oder Immunität gewinnen. Alle anderen Mitspieler blieben im Inselrat gefährdet und mussten sich der geheimen Abwahl stellen. Am Ende blieben zwei Spieler übrig. Diese mussten sich dann dem Urteil einer Jury unterwerfen, welche aus den 9 nach dem Merge eliminierten Kandidaten und ehemaligen, abgewählten Teammitgliedern bestand. Anders als die Abgewählten der ersten Teamphase, welche den Heimflug antreten mussten, blieben die Herausgewählten nach der Zusammenführung auf einer Nachbarinsel mit dem TV-Team und waren als stille Beobachter bei den nächtlichen Wahlen im Inselrat dabei. Am Schluss bildeten sie diese Jury, welche dann aus den verbliebenen

zwei Kandidaten den Gewinner wählte, der den Titel »Survivor« - einziger Überlebender und einen Geldpreis von 250.000 Euro erhielt.

Es gibt inzwischen mehrere Varianten von »Survivor« in verschiedenen Ländern, aber die US-amerikanische ist bei weitem die erfolgreichste Version. Die ersten elf Staffeln der Serie waren stets unter den zehn meistgesehenen Fernsehsendungen. »Survivor« gilt als führende Reality-Show in den Vereinigten Staaten, weil sie die erste profitable Sendung in diesem Genre war. Die Serie wurde für mehrere Emmy Awards nominiert und hat in einigen Kategorien auch gewonnen. Ihr Moderator Jeff Probst hat den Preis in der Kategorie »Hervorragendster Moderator einer Reality-Sendung« seit der ersten Ausstrahlung im Jahre 2008 vier Mal in Folge gewonnen.



Freitag, 11. Mai. Siegburg. In der Nähe von Köln. 17,2 °C, 63 % rel. Feuchte, Luftdruck 1005,0 hPa. Die Anreise zum Flugplatz war spannend. Claudia und unsere zwei kleinen Töchter hatten mich nach Siegburg zum Zug begleitet. Erst als der ICE an Gleis 3 eingefahren war, sich die Türen geöffnet hatten und es Zeit wurde, sich zu umarmen, realisierten die Kinder den Abschied. »Papa, ich möchte nicht, dass du wegfährst.« Tränen. Schluchzen. Als die Tür sich langsam hinter mir schloss und der Zug sich stockend in Bewegung setzte, meinte der Mann auf dem Gang bedauernd: »Oh. Sie fahren wohl etwas länger weg?« »Na ja« sagte ich. Im Zug stellte ich meinen Rucksack ab. Alles dabei. Laptop. Handy. Ich könnte in der Zeit ja noch etwas arbeiten. Ich hatte keine Lust, meinen reservierten Platz zu suchen. Ich dachte an die Kinder und realisierte plötzlich auch diesen Abschied. Es könnte sein, dass ich etwas mehr als fünfzig Tage von diesem kleinen Kaff bei Köln, meinem dreiunddreißigsten Zuhause, weg sein werde. Davor hatte ich am meisten Respekt. Vor dem Fehlen der Menschen, die mein Zuhause auch ausmachen. Vor der Größe der Aufgabe. Wie der Respekt beim Motorradfahren. Ja nichts ausreizen und immer sensibilisiert. Wie wird es mir ergehen mit fehlender Nähe, fehlendem Verständnis, fehlender Vertrautheit? Was ist mit null Intimsphäre oder meiner Sexualität? Der Zug beschleunigte auf Hochgeschwindigkeit. 300 km/h. Kaffee? Schon zigmal diese Strecke gefahren. Doch diesmal war es anders. Je weiter ich mich von diesem Abschied entfernte,

umso weiter entfernte ich mich in Gedanken von der vertrauten Umgebung. Ich kam langsam, aber stetig, in einen neuen Modus. Ein neues Level. Dass es ein neues Level für das restliche Leben sein würde, wusste ich damals noch nicht.

Ich hatte den Flieger verpasst. Der ICE aus Köln musste in Montabaur warten. Nothalt. Personen im Tunnel. Zwei Stunden außerplanmäßiger Aufenthalt. Das reichte nicht mehr, um den vom Sender gebuchten Flug um 23:00 Uhr in Frankfurt zu erreichen. Da war es dann wieder mal. Dieses Gefühl, die Welt dreht sich bei mir anders. Stress. Die werden nie und nimmer auf mich warten. Es gibt Ersatzkandidaten. Das war es dann, Herr Crusoe. Ich versuchte, mit der DB-Zugbegleiterin zu sprechen. Sie unterhielt sich gerade mit einem Typen, der offensichtlich auch Stress hatte. Blond, etwas älter, schlank, kurze Haare. Kenne ich den? Er scheint aufgeregt. Gestikuliert. Müsse unbedingt zum Flughafen. Dort warte sein Flug nach Bangkok. Den dürfe er nicht verpassen. Ich wurde ruhiger. Noch einer. Zwei lassen die nicht hier. Das Spiel beginnt. Die blonde, uniformierte Zugbegleiterin zuckte mit den Achseln. »Ich weiß leider auch nicht, wann es weitergeht. Die Zugleitstelle hat vor ein paar Minuten gemeldet, etwa noch 30 Minuten«, sagte sie routiniert lächelnd. Ok. Das reichte nicht mehr. Ich sprach den Typ an: »Du musst auch nach Bangkok? Gehörst du auch zum Spiel?« Er nickte aufgeregt. Es wird schwierig werden für ihn im Spiel, wenn er jetzt schon am Limit handelt. Dachte ich mir. Wir unterhielten uns. Dann fiel es mir wieder ein. Den hab ich schon mal beim Tropenarzt gesehen. Er heißt Arno und ist etwas jünger als ich. Dann ging es weiter. Theoretisch hätte es noch klappen können, den Flug zu erreichen. Wir waren unentwegt mit dem Sender, mit einer Laura, verbunden. Handy. Sie organisierte alles für uns am Check-In und wollte wohl auf uns warten. Im Zug tauschte ich meinen Sitzplatz und ging mit in Arnos Waggon. Da war noch ein Platz frei. Er käme aus Köln. Dacht' ich mir's doch. Und hätte Medizin studiert. Ok. Ich studierte ihn. Dann die Ankunft in Frankfurt. Am IC-Bahnhof. Gleich am Airport. Noch zehn Minuten bis zum Start. Das Boarding war schon längst gelaufen. Wir hetzten mit dem Gepäck zum Terminal eins. Meine Taschen wurden immer schwerer. Der Typ rannte, als ginge es um sein Leben. Ich kam nicht hinterher. Mann, das konnte ja heiter werden. Der ist in meinem Alter und ich keuche schon nach ein paar Metern. Tja. Mein Freund. Du wolltest ja auch noch etwas für Fitness und Ausdauer tun. Wir waren am Check-In. Alles zu. Das Rollo heruntergelassen. Was nun? Ich fluchte. Eine junge

Frau, Typ Studentin, lehnte hinten an der Marmorsäule. Sie lächelte. »Hi. Ich bin Laura. Euer Guard vom Sender. Macht euch keine Sorgen. Der nächste Flug geht morgen um die gleiche Zeit.« Sie war kleiner als ich. Brille. Knabenhaft. Halbblanges, braunes Haar. Sehr bemüht. Ok. Dann am Samstag weiter. »Was mach ich jetzt? Fahr ich wieder nach Hause?«, fragte ich ruhig. »Nein. Wir werden bis morgen Abend zusammen bleiben und wohl warten müssen. Es ist für euch schon ein Zimmer hier im Sheraton gebucht.« Und machte uns gleich auf die erste Regel aufmerksam. Kein Kontakt untereinander. Wie soll das gehen? Essen gemeinsam und nur unter ihrer Aufsicht. Der Sender möchte vermeiden, dass die Kandidaten sich schon vor Beginn des Spiels kennenlernen und der Zuschauer den Eindruck gewinnen könnte, es wäre nicht echt. Beispiele gäbe es zur Genüge. Dokusoaps, Scripted Reality. Oder dieses »Dschungelcamp«. Zuschauer-Bespaßung in Dschungelkulisse nach Drehbuch. Hätte man billiger in einer Halle in Köln-Nippes abdrehen können. Angeblich ein Riesenerfolg. Ich sehe es rein rechnerisch. Bei sechs Millionen Zuschauern kann ich getrost davon ausgehen, dass vierundsiebzig Millionen Menschen diesem Showtrash keinerlei Bedeutung beimessen werden. In Relation also drei Pärchen, die sich im Kino mit achtzig Besuchern für die Tollsten halten. Hallo? Früher musste man sich schon vom Sofa schwingen, wenn man einen anderen Kanal sehen wollte. Heutzutage ist es einfach, wegzuzappen. Und für die gesamte TV-Gemeinde gilt: Jeder kriegt das Programm, dass er sich anhand der Quoten verdient hat.

Natürlich begegnete ich Arno. Mit Laura. An der Bar. Irgendwann war sie müde und verabschiedete sich. Nicht ohne den wirklich ernstgemeinten Hinweis: »Bitte denkt ans Redeverbot.« Ok. Arno und ich unterhielten uns trotzdem weiter. Auch gegen diese blöde Regel. Ich versuchte, mir ein Bild zu machen. Ist er ein Konkurrent? Im Laufe des Gesprächs wurde ich immer zuversichtlicher. Ein schon sehr von sich überzeugter Typ. Durchaus intelligent. Sehr eloquent. Halt Akademiker. Ich spielte mein altes Spiel, gab ihm ein Gefühl von Überlegenheit. Immer die gewohnte Masche. Klappt oft. Ich bekam mit, dass er ein großes Sendungsbewusstsein besitzt. Er möchte gerne, dass seine Regeln auch von anderen so gesehen und vor allem befolgt werden. Er wird sich wahrscheinlich in der Gruppe schnell Ärger einhandeln. Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen zum Frühstück. Laura würde auch da sein. Das Hotelzimmer war wie eines von vielen. Stereotyp. Mit dem Charme eines Krankenhauswartzimmers mit Plüschcouch. Kennste eins, kennste alle.



Frankfurt. Sheraton. Heute ist Samstag. 12. Mai. Es war eine unruhige, traumlose Nacht. Ich hole Arno ab. Auf dem Flur vor seinem Zimmer. Seine Tür steht offen, ich kann ins Zimmer sehen. Ich klopfe. Er hat einen Balkon. Ich hatte keinen. Typisch. »Komm doch noch kurz rein.« Ich gehe gleich auf diesen Balkon. Siebter Stock. Mit Blick auf eine der Startbahnen. Ein Flieger hebt gerade ab. Ich merke, wie sie in mir hochsteigt. Die Flugangst. Langsam. Besitzergreifend. Bleib ruhig. Du bist gewappnet. Schließlich hatte ich doch beim Hypnotiseur vorgesorgt. Nach dem Frühstück ist Langeweile angesagt. Wir verbummeln den Tag. Der Flug geht erst um elf. Abends. Linie. Schade. Ich hätte gerne noch etwas Zeit zu Hause mit Claudia und den Kindern verbracht. Arno freut sich, dass ich den Läppi mithabe. Na dann. Er müsste nur mal kurz ins Netz. Ok. Wir unterhalten uns im Café über die Insel. »Ich habe vorhin schon mal gegoogelt. Google Earth. Hab da so eine Insel gefunden. Das könnte sie sein«, sage ich. Er hat Angst: »Das dürfen wir eigentlich gar nicht.« Ich teste: »Und wer soll das rauskriegen?« Ok. Mit Prinzipien scheint es denn doch nicht so weit her zu sein. Wir brüten über den Satellitenabbildungen einiger kleiner Inseln im Südchinesischen Meer. Im Osten Westmalaysias. Eine könnte es sein. Wir liegen richtig. Es wird die Insel sein, auf der ich mit meinem Team beginnen werde. Der Tag vergeht zäh. Abends Restaurant. Mit Laura. Arno hält ein Kurzreferat über Gruppendynamik und daraus resultierende Verhaltensweisen in diesem Spiel. Ich denk mir's lieber und suche kurz den Blickkontakt mit Laura. »Ich glaube, du könntest das Ding gewinnen.« Wird sie mir später auf der Gangway sagen. »Wieso ich?« Ungläubig. »Ich habe dich beobachtet.« Lächelnd. Aber bestimmt.

23:00 Uhr. Terminal 1. Schalter 741 bis 747. Gate B. Destination Bangkok. Die Maschine ist eine Boeing 747 der Lufthansa. Ein Jumbo. Wie üblich auf dieser Strecke. 10.500 Meter Reiseflughöhe. Bei 895 km/h. Abheben bei 300 km/h. 70 Meter lange Power. Die unruhige Anreise hat mich erschöpft. Aber die Spannung hält mich wach. Trotz aller Maßnahmen spüre ich die Angst. Sie lässt mich weiter hochkonzentriert sein. Wie soll ich denn auch dieses Spiel überleben, wenn ich mir schon beim Flug vor Angst in die Hosen mache?

Ich habe meine eigene Strategie entwickelt, dieser Angst zu begegnen. Schon ein paar Tage vorher bin ich geklettert. Indoor. »BronxRock«. Wesseling. Dann mein »Break Even«. In der Wand zu hängen, zu meinen, nicht mehr weiter zu können. Sich zwingen, zu sagen: Nur noch einen Schritt, nur noch einen Tritt. Jedes Mal. Irgendwann war ich dann oben. Nach mehreren Anläufen. Mein Kopf berührte die Hallendecke. Sechzehn Meter Höhe. Der Blick nach unten war kaum auszuhalten. Von unten sieht es immer aus, als wäre es nur etwas mehr als eine paar Armlängen. Von da oben wie der Blick in eine sich drehende Spirale. Eine Röhre. Aber ich war oben. Kein Triumph. Nur Erleichterung. Die Angst überwunden. Das musste reichen. Beim Start habe ich dann mein eigenes Angstritual. Ich fühle den Flieger, die Geschwindigkeit, das Rütteln auf der Startbahn und schalte in Gedanken wie im Auto. Am richtigen Punkt lege ich einen imaginären Hebel um und das Flugzeug hebt ab. Ich erwische immer den richtigen Zeitpunkt. Wenn ich mir einbilde, den Vorgang zu kontrollieren, lässt sich die Angst ertragen. Mein Therapeut sagte mir mal, das hätte was mit Hingabe zu tun. Aber bei mir bräuchte man da nichts mehr machen. Bei Männern in meinem Alter würden diese Ängste verstärkt auftreten. Wären aber mit Mitte fünfzig auch wieder weg. Na ja. Hingeben war noch nie so wirklich mein Fall. Und die Hoffnung auf Besserung ohne große eigene Investition ist ja jetzt auch nicht unbedingt die schlechteste Alternative. Bisher war im Übrigen die Dosis Tavor, die er mir zu den Flügen mitgab, das Wundermittel, um die Angst zu vertreiben. Doof nur, dass sie immer wieder kommt. Doch diesmal habe ich mich anders vorbereitet. Im Flugzeug schlafen alle. Ich nicht. Bin zu aufgeregt. Die vom Sender haben mir einen Fensterplatz gebucht. Es sind viele Asiaten im Flieger. Neben mir sitzt eine dicke Frau. Auch sie schläft. Sie hat sich einen Schal umgebunden, denn die Klimaanlage bläst zu kühle Luft aus dem Gitter. Ich nehme ein Shirt aus dem Handgepäck und lege es mir um den Hals. Ich darf mich nicht erkälten. Sonst ist das Spiel vorbei, bevor es angefangen hat. Ich habe sofort gespürt, dass es mein Spiel ist. Wollte es unbedingt. Dieses Gefühl hatte ich bisher selten. Aber ab und an stellt es sich ein. Ich kenne es genau. Dieses fordernde, dich verschlingende, gierige Wollen, gepaart mit einem hohen Grad an cooler Gewissheit. Der typische Spagat zwischen den Extremen. Ich habe gelernt, es auszuhalten. Doch manchmal zerreißt es mich trotzdem. Dieses Mal macht es mich ruhig. Weil ich weiß, es wird eintreten.

Ich schaue unentwegt aus diesem kleinen Kabinenfenster. Wir fliegen nach Osten. Immer dem Tag entgegen. Der Morgen in der Ferne. Ich sehe selten Städte. Manchmal kleine Ansammlungen von Licht. Wie Wollmäuse, die sich, warum auch immer, zu kleinen und größeren Gebilden zusammenballen. Ich sehe die Flüsse. Sie sehen aus wie sich durch Wüsteneien und Einöden windende Schlangen. Das müsste jetzt Afghanistan sein. Ich denke an Karl May und das »wilde Kurdistan«. Unten sehe ich den Hindukusch, Pakistan, Indien. Links am Horizont ein Gebirge. Der Himalaja. Deutlich zu erkennen der Ganges. Ein silbernes Band. Beeindruckend. Mir wird klarer, warum er für die Inder ein heiliger Fluss ist. Meer. Der Indische Ozean.

Anflug auf Bangkok. Hier ist es jetzt schon etwas später als Mittag. Kleine Hütten in ganz viel Wasser. Patchwork-Ansicht. Kanäle. Alles geordnet. Reisfelder. Der Flughafen ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Sehr luxuriös. Viel Marmor. Überall goldschimmernde Statuen. Wir haben anderthalb Stunden Aufenthalt bis zum Anschlussflug nach Kuala Lumpur. Star Alliance.



Sonntagabend. 13. Mai. Malaysia. Kuala Lumpur. Ich bin wie auch schon in Bangkok sehr überrascht. So sieht Asien aus? Alles vom Feinsten. Und ungewöhnlich. Kleine, bunte Vögel fliegen unter dem Dach des Flughafenterminals. Wie in Frankfurt fahren auch hier diese kleinen Shuttlezüge. Der Aerotrain fährt uns vom Terminal zum Hauptgebäude. Die Menschen sind sehr aufgeschlossen und freundlich. Ich werde in Englisch angesprochen. Kleine Konversation über »Germany«. Zum Schluss ein herzliches: »Welcome to Malaysia.« Laura steht etwas unter Stress. Unser Fahrer ist nicht da. Sie telefoniert. Abstimmungsprobleme. Es dauert dann auch noch zwei Stunden, bis der Fahrer uns gefunden hat. Die Schiebetür zum Hallenausgang öffnet sich automatisch. Es trifft mich wie ein Hammerschlag. Malaysia. Wow. Das ist ja ein Klima. Wie Sauna. Ich schwitze sofort durch. An der Glasfront am Ausgang ein großes Display. Luftfeuchtigkeit 95 %, Temperatur 29 °C um 21:00 Uhr. Das kann ja heißer werden. Wir steigen in einen bunten, klimatisierten Kleinbus. Der Fahrer spricht leidlich Englisch. Die New Yorker sagen zu so was »Brooklyn-English«. Früher hieß das Pidgin-English. Konversation in rudimentärer Sprache. Das ist gut für mich. So

kann ich ihn ohne große Mühe verstehen, muss mich nicht besonders anstrengen und kann auf derselben Ebene kommunizieren. Nur sein Akzent ist ungewöhnlich. Er ist sehr braungebrannt und hat pechschwarze, kurze Haare. Lächelt nur. Er sieht aus wie Mogli aus dem Dschungelbuch. Nur mit schmaleren Augen. Er trägt unentwegt ein Schild mit dem Namen der schwedischen Produktionsfirma. "Expedition Robinson".

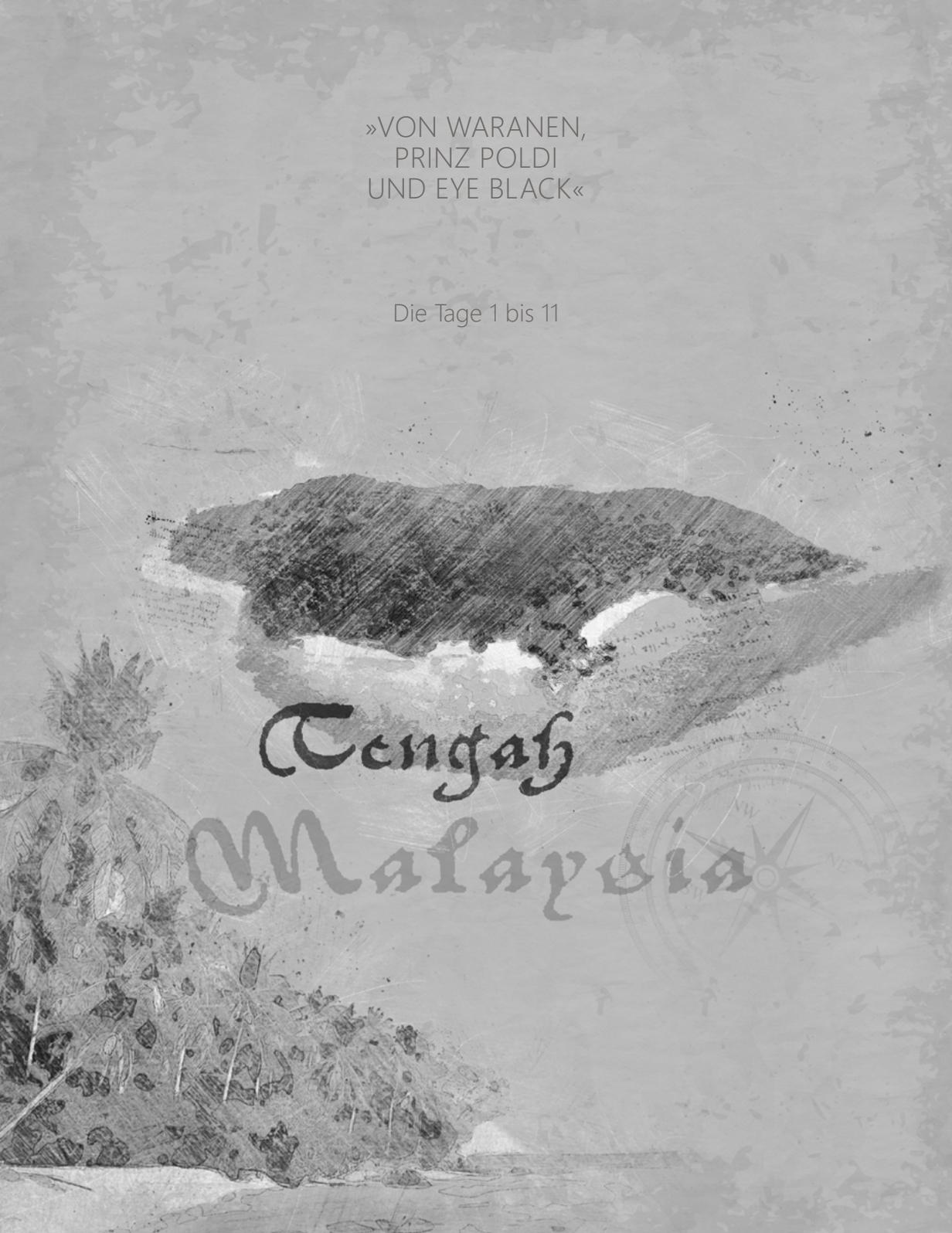
Mit dem Kleinbus geht es hier links voran. Etwas ungewohnt, aber dieser malaiische Fahrer scheint zu wissen, was er da tut. Nach fünfzehn Minuten höre ich auf, im Geist mitzufahren. So ähnlich muss es in der Formel 1 zugehen. Ich habe es mir ja selbst ausgesucht. Dann sterbe ich halt bei einem Verkehrsunfall in Asien! Obwohl..., der Flughafen war ja ganz ok. Dann werden die auch einen funktionierenden Rettungsdienst haben. Es geht raus aus der Stadt. Die Dämmerung hat längst eingesetzt. Auf dem Airport ist es um sechs noch hell gewesen. Es wird hier rasch dunkel beim Eintritt der Nacht. Das werde ich auf der Insel auch noch so erleben. Schade, ich hätte gerne mehr gesehen. Von Stadt und Umgebung. Den Menschen. Aber es ist schon zu dunkel. Die Temperatur sinkt kaum. Wir machen Pause. Ein Rastplatz. Wieder bin ich überrascht. Es wirkt auf den ersten Blick sauberer als bei mir zu Hause. Und meine Frau putzt wahrhaftig oft und sehr gut. Mehrere Parkbuchten in sauberer Linie. Dahinter eine Reihe von Geschäften. Getränke, viele verschiedene Speisen. Die Tische stehen alle im Freien. Überdacht mit Bambus. Leise Musik aus den Lautsprechern. Malaysia-Pop. Hört sich fremd, aber nicht schlecht, an. Ich möchte nur einen Kaffee. Mogli fragt mehrmals etwas in diesem ihm eigenen Slang. Keine Ahnung, was er will. Ich nicke einfach und lächle. Hier lächeln alle. Dann mach ich das auch mal. Eigentlich ist meine gute Laune vergangen. Es ist anstrengend. Die Anreise dauert nun schon fast 48 Stunden und kaum Schlaf im Flieger. Im Auto bin ich ab und zu weggenickt. Der Kaffee kommt. Jetzt weiß ich, was Mogli wollte. Dieser Kaffee ist nicht das, was ich so unter Kaffee erwartet hatte. Eher wie ein Espresso. Kleine Tasse. Nix drin. Gerade mal der Boden bedeckt. Sehr heiß. Schmeckt nach irgendwelchen Gewürzen. Ich bedanke mich artig und bin ein wenig von Arno genervt. Arno hat Hunger. Also muss er unbedingt jetzt noch was essen. Aber es gibt jetzt kein Essen. Fertig. Arno reagiert extrem gereizt. Oh Gott. Was soll das nur werden? Der hat sich ja gar nicht im Griff. Ich bin schon im Spiel-Modus. Ich lasse mir nichts anmerken und gehe ein wenig auf Erkundungstour. Es sind viele

Familien unterwegs. Hinter der Ladenzeile ist ein Spielplatz. Für die späte Uhrzeit ist hier schön was los. Ich denke, das liegt an den extremen Temperaturen. Da findet das Leben eben etwas später statt. Das kenne ich ja aus Spanien. Dann sehe ich auch den Laden mit dem Kaffee. Ich verstehe. Der bietet alle möglichen Sorten an. Alles ist mehrsprachig beschil­dert. Chinesisch, Malaiisch und Englisch. Meist noch eine exotische Schrift. Ich kenne die Sprache nicht. Vielleicht eine regionale Sprache? Die Frauen tragen alle Kopftuch. Malaysia ist ein islamischer Staat. Die plötzliche Erkenntnis beunruhigt mich etwas. Was kann man eigentlich noch alles falsch machen im Islam? Auf jeden Fall keine Frau direkt angucken. Oder? Das glaubt mir hier bestimmt kein Mensch, dass das nur Interesse an der exotischen Fremde wäre. So was fehlt mir noch. Gleich im Knast landen, nur weil man nett sein wollte. Ich gehe lieber wieder an den Tisch zu den anderen. Arno hält wieder ein Kurzreferat über irgendwas. Ich will nur weiter. Im Lichtkegel der Scheinwerfer rauschen Palmen vorbei. Zwei weitere Stunden. Dann sind wir da. Mersing. Eine kleine Hafenstadt an der Ostküste. Etwa 150 km nördlich von Singapore. Das Riverside Hotel. Es steht inmitten einer Häuserzeile in der Innenstadt. In der Loggia erwarten uns drei Bedienstete. Ganz chic in Livree. Sie haben noch einen kleinen Snack vorbereitet. Zwei Sandwiches mit Käse. Der Typ vom Sender ist auch da. Dieser Assistent aus dem Casting. Kräftiger Typ. Mit Glatze. Er leitet hier vor Ort das Produktionsteam. Morgen früh um sieben kriegen wir noch ein kurzes, individuelles Briefing. Sagt er. Verhaltensregeln auf der Insel. Einweisung in das Spiel. Die anderen waren ja schon einen Tag früher da. Bei Arno und mir muss jetzt halt ein Crashkurs reichen. Ich nehme meine Reisetasche und die Sandwiches mit auf mein Zimmer. Erste Etage. Viele Zimmer. Da schlafen wohl die anderen. Auf dem Flur ein Guard. Lässig auf einem Stuhl sitzend. Der hat Nachtwache. Mit Funkgerät? Die spinnen. Wir sollen auch hier nicht miteinander sprechen. Mein Zimmer ist gleich am Anfang das Dritte links. Eingerichtet im Kolonialstil. Dunkle Möbel. Exotische Verzierungen. Ein großes Bett. Leicht bezogen. Deckenventilator. Es wird so halb vier sein. Ich falle todmüde aufs Bett und verdämmere die drei restlichen Stunden der Nacht. Traumlos.



»VON WARANEN,
PRINZ POLDI
UND EYE BLACK«

Die Tage 1 bis 11



Tengah
Malaysia

Der erste Tag. Montag. 14. Mai. Mersing, Malaysia. Breite 2°28'46.78' N, Länge 103°57'31.20' E, 29,5 °C im Schatten, Wasser 29 °C, 94 % rel. Feuchte, Luftdruck 1009,8hPa. Riverside Hotel. 6:45 Uhr. Ich wache von alleine auf. Die ungewohnten Geräusche von draußen haben mich geweckt. Wie immer etwas zu früh. Im Zimmer ist es hell. In meinem Kopf die Melodie von Edvard Griegs »Morgens-timmung«. Es ist heiß. Die Klimaanlage macht unentwegt Krach. Das ist aber auch alles. Leicht knarrend bewegt ein Deckenventilator die warme Luft. Er hat nur drei Flügel. Das kenne ich von Sutin. Meiner thailändischen Freundin. Sie belächelt unsere europäischen Ventilatoren mit den vier Flügeln. Wie sie so vieles belächelt bei uns. Ich öffne das Fenster. Die vorher gedämpften Geräusche, werden plötzlich laut. Ich erkenne jedes einzelne. Ein Geräuschteppich aus Stimmen, Motoren, Fahrradklingeln. Eine Polizeisirene. Doch alles klingt anders. Fremd. Neben mir steht noch der kleine Teller mit den Käsesandwiches aus der vergangenen Nacht. Die Ecken biegen sich nach oben. Der Käse zerläuft. Ich habe zwar keinen Hunger aber zwingt zwei oder drei Happen rein. Trocken. Mit etwas Würgerei geht es. Kann kaum schlucken. Das Badezimmer ist ganz ok. Für eine Dusche bleibt keine Zeit. Katzenwäsche? Ist mir jetzt eh wurscht. Mit duschen oder einer Körperhygiene, wie ich sie gewohnt bin, ist es sowieso vorbei. Auf dem Weg zum Fenster putze ich mir die Zähne. Im Hotelgarten stehen kleine, gedrungene Palmen im kurzgeschnittenen Rasen. Die Rasensprenger sind schon in Betrieb. Dicht am Holzzaun steht ein Waran. Er bewegt langsam den Kopf. Von einer Seite zur anderen. Und züngelt. Mann. Der ist ganz schön groß. Sind das hier Haustiere oder hat der sich verlaufen? Ob es die auch auf der Insel gibt? In Nat-Geo-Wild habe ich gesehen, dass ein Biss dieser Echsen eine Blutvergiftung hervorrufen kann, die nur ganz schlecht behandelbar ist. So was kann durchaus lebensgefährlich sein. Na, das kann ja heiter werden. Es klopft an der Tür. Bestimmt der Produktionsleiter. Er hatte sich ja für heute Morgen schon angesagt. »Hallo, Volker. Schönen Guten Morgen. Die anderen sind schon fertig. Wir hatten es ja gestern Abend schon mal. Ich möchte dir kurz die angekündigte Unterweisung zum Spiel geben. Es ist schon nicht ungefährlich. Aber keine Sorge. Zu eurer Ausstattung wird auch eine Notfallbox gehören. Das ist eine kleine, verschlossenen Kiste, in der sich ein Funkgerät und ein Erste-Hilfe-Set befinden.« Ich konnte das nie überprüfen. Er hat sich mittlerweile ganz relaxed in den Rattan-Stuhl am Bett gelümmelt. Ich stehe immer noch am

Fenster. Er wird konkreter. Es gäbe hier wohl zwei Arten von Giftschlangen. Eine Dunkle an Land und eine Bunte im Meer. Äußerst selten und sehr scheu. Die Wahrscheinlichkeit, einer zu begegnen, ist sehr gering. Und wir sollen nicht alles gleich essen, was wir finden. Nicht alles ist genießbar. »So, das wäre es im Großen und Ganzen. Alles andere müsst ihr dann ab jetzt selber regeln.« »Kann ich einen Kaffee haben?« Mein breitestes Grinsen. Ich meinte das eher ironisch. Er springt voll an: »Was bist du denn für einer? Wir sind hier bei *Survivor!*« Ich denke, das meint er nicht ernst. Er wirkt etwas gestresst. »So. Dann muss ich jetzt nur noch deine Sachen checken. Leg einfach die vier Kleidungsstücke, für die du dich entschieden hast, aufs Bett. Dann ziehst du dich bitte bis auf die Unterhose aus. Sorry, geht nicht anders. Es darf auf keinen Fall irgendetwas auf die Insel geschmuggelt werden.« »Oh. Wo soll ich denn jetzt mit meinen Joints hin?« »Aah. Clown gefressen? Ich meine z.B. Feuerzeuge oder so was. Wer das versucht, ist sofort raus und auf dem Weg nach Hause. Ok? Ich komme dann noch mal rein und nehme dein Gepäck mit raus. Verschließ bitte alles so, dass wir es bis zu deinem Ausscheiden unterbringen können. Ich muss leider genau checken, dass du auch nichts anderes mitnimmst. Bis gleich. Wir müssen uns beeilen. Durch eure verspätete Anreise sind wir etwas in Zeitdruck.« Er geht. Wie will denn der das checken? So wie bei der Bundeswehrmusterung und »Husten sie mal!« mit dem Finger des Sani 's im Arsch und seine andere Hand an meinen Eiern? Ich lege meine Sachen auf das kaum benutzte Bett. Am Wochenende vor dem Abflug war ich mit Sutin noch in Köln in einem Outdoorladen. Es war eine Regelvorgabe des Senders, dass wir nur vier Kleidungsstücke mit auf die Insel nehmen durften. Wir konnten in der Woche vor dem Abflug aus einer Liste mit ungefähr zwanzig Vorschlägen wählen. Ich entschied mich für Hemd, Gürtel, Badeshorts und eine lange Hose. Im Outdoorladen kaufte ich ein pastellgrünes Outdoorhemd. Langärmelig. Kleine Knöpfe. Es hat im Rücken zwischen den Schultern einen aufknöpfbaren Lüftungsschlitz mit Insektennetz. Rote Badeshorts mit weißen Seitenstreifen. Ein robustes, wasserabweisendes Material, kleine Knopftaschen an den Seiten, halblang. Bei mir ging die dann bis über die Knie. Die Taschen waren Quatsch. Im Wasser ist da alles rausgeschwemmt. Aber sie hat ein feinmaschiges Netz innen. Damit spare ich mir die Unterhose. Eine braune, lange Outdoor-Hose. Ich kann sie entweder bis zu den Knien oder auch als Shorts mit Reißverschlüssen aufteilen. Und einen Gürtel. Mit

innenliegendem Geheimfach. Ob ich das brauche? Vielleicht kann man den auch mal umfunktionieren und bei Bedarf so eine Art Seil daraus machen. Mal sehen, wie sich meine Auswahl in der Inselpraxis bewährt. Im Hotelzimmer ist der Rest des Gepäcks schnell parat gestellt. Hatte eh nichts ausgepackt. Ich stehe in Unterhosen in Malaysia in einem Hotelzimmer. Meine vier Kleidungsstücke liegen wie gefordert auf dem Bett. Die Tür geht auf. »Ok. Ich stell dann das Gepäck mal raus. Was willst du davon anziehen?« »Die Shorts und das grüne Hemd.« »Ok. Hier ist noch ein Beutel. Für dein persönliches Zeug. Achte da bitte drauf. Wenn der weg ist, gibt es keinen Neuen. Da kannst du das reinpacken, was du jetzt gleich nicht am Körper trägst. Und dann kann's ja losgehen. Ach ja, im Beutel sind deine neuen Schuhe. Deine eigenen lässt du bitte hier. Es werden alle die gleichen Schuhe haben. Sandalen für die Insel. Und Sportschuhe für die Spiele.« Alles klar. Sponsoring. Schade. Hatte mir im Outdoorladen ein paar gute Schuhe gekauft. Tolles Material. Auch für Wasser geeignet. Und so einen australischen Lederhut. Bush Skins. Der bleibt aber ebenfalls hier. War eh zu groß. Und Quatsch. Eigentlich nur teuer. »Was ist mit meinem Kosmetikbeutel?« »Zahnpasta und Zahnbürste kannst du mitnehmen. Nur eine Elektrische ist verboten.« Ach nee. Wer hat denn jetzt den Clown gefressen? Oder gibt es da etwa Steckdosen? »Was ist mit den Blutdrucktabletten? Meine reichen noch für ungefähr zehn Tage.« »Ach ja. Die für heute hast du schon genommen? Gib her. Die Kameracrew auf der Insel bringt dir dann jeden Tag eine mit. Sag bitte rechtzeitig Bescheid, damit wir hier Neue besorgen können.« Jetzt vermisse ich meine allmorgendliche Dusche doch. Und diesen verdammten Kaffee. Sonst ein »Muss« bei mir. Ohne kann ich den Tag gar nicht beginnen. Dachte ich. Bis jetzt. Ich packe alles in diesen Stoffbeutel. Zuerst nehme ich das Wichtigste. Wir dürfen zu den vier Kleidungsstücken noch einen persönlichen Gegenstand mit auf die Insel nehmen. Meine Wahl war ein kleines Buch über die WM in diesem »Sommermärchen« in Deutschland. Meine kleine Tochter Viola hat es mir geschrieben und gemalt. Der Titel lautet: »Wie die WM in Wahrheit ausging.« Zwölf Seiten. Wir haben die Italiener nämlich im Halbfinale geschlagen. 4:2. Podolski. Und sind natürlich Weltmeister geworden. Meine Viola steht auf Prinz Poldi. Genauso wie ich. Und den FC. Aus Köln. Auch genauso wie ich. Was muss das nur für eine coole Fußballmannschaft sein, in der ein richtiger Prinz mitspielt? Ich habe die Blätter laminiert und mit einer Kordel in der Mitte gebunden.

Diese liebevoll bemalten Seiten werden mir in den emotionalen Momenten auf der Insel eine große Hilfe sein. Die neuen Sandalen sind zu groß. Ich ziehe sie trotzdem an. Die Zahnbürste und die grüne Tube Zahnpasta sind schon in diesem blauen Stoffbeutel. Die Sportschuhe auch. Und eine Trinkflasche. Schwarz. Mit eingearbeitetem Tragrings im Schraubverschluss. Für einen halben Liter Flüssigkeit. Mein Name steht auf der Unterseite. Weiß auf schwarz.

Die drei malaiischen Boys stehen wieder am Empfang. Oder immer noch? Sie verbeugen sich artig. In der Lobby steht dicht bei ihnen ein Pärchen. Jung. Ich schätze so Anfang zwanzig. »Hi, ich bin Volker«, sage ich und gebe ihnen die Hand. Sie stellen sich ebenfalls vor. Es sind die Ersatzkandidaten. Beide kommen aus Dresden. Arno ist schon vorher weg. Ich bin mal wieder der Letzte. Wir steigen in einen Kleinbus. Ich bin immer noch müde. Aber etwas aufgeregt. Die Fahrt ist kurz. Durch eine chaotische, bunte, heiße, laute Stadt. Dieses Mersing. Ich erfahre von den Dresdnern, dass sie nur für sieben Tage dabei sein werden. Sollte in dieser Zeit niemand verletzt werden, fliegen sie wieder nach Hause. Sie kommen auch nicht mit auf die Insel. Schade. Nett, die Zwei. Wir sind da. Es riecht, wie in vielen Häfen. Eine Mischung aus Öl, Fisch und Müll. Es ist dreckig. Am Pier liegt ein Motorsegler. Der Dieselmotor nagelt etwas. Ganz schön groß der Kahn. Ein großer Mast. Alle anderen scheinen schon da zu sein. Ich gehe über die Gangway. Kenne ich jemanden? Ich erkenne den »Alleinunterhalter« aus dem Casting. Der Bayer ist auch da. Er trägt einen hellen Pepitahut mit blauweißem Muster. Sonja und Susanne kenne ich noch vom Schwimm-Casting. Eine dunkelhäutige Frau ist auch an Bord. Scheint auch zu dem Spiel zu gehören. Bin mal gespannt, wie die uns aufteilen wollen. Ich freue mich, diese Leute kennenzulernen. Sascha spricht mich an. Der Moderator der Sendung. Er gibt mir die Hand. »Hallo, Volker. Endlich angekommen? Freut mich, dich kennenzulernen. Wir legen gleich ab und ihr bekommt dann alle Instruktionen.« Ich bin jetzt jemand anderes. So offen bin ich in meiner Welt gar nicht. Ich gehe auf jeden zu. Strecke ihm die Hand entgegen. Mit offenem Visier. Ich bemerke, dass die anderen sich schon etwas vertrauter sind. Sie haben gestern ein gemeinsames Essen miteinander verbracht. Komisch. Was sollte dann diese Geheimnistuerei von wegen »keiner darf mit dem anderen sprechen«? Ich finde, das ist ein Nachteil für mich. Sie konnten sich schon ein Bild machen. Und vor allem: Sie sind ausgeschlafen. Na ja. Die sind aber auch nicht zu spät gekommen.

»Hallo. Du bist der Nachzügler? Ich bin Philipp«, spricht mich ein junger, sportlicher Typ an. Etwas größer als ich. Dunkler Lockenkopf. Sympathisch. Wir schütteln uns die Hand. Er lächelt. Kleiner Plausch. Über Montabaur und die Zugverspätung. Er scheint nett zu sein. Oh. Der Diesel wird laut. Wir laufen aus. Sascha verteilt Kopfbedeckungen, Schlauchtücher, unsere Buffs, in den Teamfarben. Blau und Gelb. Keine Ahnung, was ich damit machen soll. Sie sprechen es »Baff«. Mit »a«. Bestimmt englisch. Ein blauer Schlauch aus Stoff mit einem weißblauen Logo und dem Teamnamen. Ich schaue, was die anderen machen. Die Mädchen rollen sich das Ding ums Handgelenk. Einige ziehen sich das Teil auf den Kopf. Jetzt wissen wir, wer mit wem spielt. Ich gehöre zum blauen Team. Sascha klärt mich auf. Team Tasik. Das heißt auf malaiisch »Wasser, See, Meer«. Ok. Wenn man es zum ersten Mal hört, klingt es schon bescheuert. Aber was sollen da erst die anderen, die Gelben, sagen. Gunung steht auf deren Buff. Unser Schiff hat den Hafen längst hinter sich gelassen. Der hohe Bug teilt die Wellen. Etwas Gischt spritzt auf. Die Teams stellen sich langsam suchend um den mittleren Mast zusammen. Zu mir gehört Philipp, der Nette von gerade. Outdoor-Trainer. Dann die Jurastudentin aus Köln. Mit ihr war ich schwimmen beim Casting. Wirkt ein wenig behäbig. Aber ich kenne noch ihren Namen. Sonja. Dann eine etwas reifere Frau. Kurze Haare. Zierlich, aber drahtig. Sie war auch mit im Schwimmbad. Susanne. Dieser »Alleinunterhalter« aus dem Dorint. Ein wenig rundlich. Aber das sagt der Richtige. Und ein großer, schlanker, junger Sportstudent mit einem Schal von Eintracht Braunschweig. Hendrik. Blond, hager, Fußballerbeine. Gut. Der ist bestimmt sehr sportlich. Dann noch dieser Mürrische. Kräftig. Er war mir damals im Casting aufgefallen. Achtung, Achtung. Und noch eine junge Frau. Sehr durchtrainiert. Etwas größer als ich. Lange Beine. Runde Hüften. Knackig. Lispelt etwas. Lacht immer. Abseits am Heck sitzt ein junges Mädchen. Auch mit einem blauen Buff. Sehr feminin. »Na, du gehörst ja auch zu uns? Grüß dich. Ich bin Volker.« Ich strecke ihr meine Hand entgegen und fühle einen sehr weichen Händedruck. Ich fühle ihre Hand einen Moment länger als eigentlich nötig. Sie zieht sie nicht weg. Aha. Interessant. Traut sie sich nicht? »Ich bin Kima«, sagt sie. Sie spricht leise und zurückhaltend. Ich dränge mich nicht auf. Werde sie trotzdem mal im Blick behalten. Das ist also unser »Team Tasik«. Wir sind schon längst im offenen Meer. Sascha erteilt die ersten Instruktionen. Jedes Team hat eine große Holzkiste.

Unsere Teamlogos sind in das Holz eingebrannt. Wir haben zwei Minuten Zeit, alles, was wir auf dem Schiff finden, einzusammeln. Was können wir gebrauchen? Machete, Wok, Töpfe, Kessel, Axt, Spaten, Seile, Netze. Einen Sack Reis. Asiatische Aufschrift. Großes Durcheinander. Es ist schon fast so etwas wie ein Wettkampf. Die Gelben sollen sich gefälligst was anderes suchen. Erst später merke ich: Es ist alles zweimal da. Die Kiste ist schon voll. Mit der Axt den Deckel draufgenagelt. Fertig. Diese Axt bleibt an Bord. Unsere ist schon in der Kiste. Außerdem sind noch zwei kleine, grüne Beiboote da. Wie Schlauchboote. Aber aus hartem Plastik. Vielleicht etwas über einen Meter lang. Über uns kreisen Hubschrauber. Wirbeln die Gischt auf. Aus der offenen Tür unter dem Rotor wird gefilmt. Der alte Dieselmotor des Schiffes wird leiser. Es stoppt. Da kommt ein anderes Boot. An der Reling sitzen mehrere Taucher. Sie lassen sich rückwärts ins Wasser gleiten. »He, Leute. Hört mir mal zu. Es geht los. Da hinten am Horizont seht ihr eine Insel.« Sascha hat den Arm gehoben und zeigt aufs Meer. »Das ist ab heute euer neues Zuhause. Wir drehen jetzt die Anfangssequenz. Die Taucher dort sind für die Unterwasseraufnahmen, aber auch zu eurem Schutz, da. Ihr seid also unter Beobachtung. Aus den Helikoptern werden die Totalen aus der Luft gedreht. Jedes Team nimmt bitte seine Kiste und so ein kleines grünes Beiboot. Ihr befestigt ein Seil an der Vorderseite und lasst es dann zu Wasser. Danach vorsichtig die Kiste ins Boot. Aber Achtung. Im Wasser wird es schwer werden, die Kiste da reinzukriegen. Danach springen bitte alle Teammitglieder nacheinander ins Meer. Greift euch das Seil am Boot und zieht es mit der Kiste hinter euch her. Die nicht so guten Schwimmer können sich an dem Boot festhalten. Aber denkt daran. Je mehr die vorne zu ziehen haben, umso langsamer seid ihr. Und es ist wichtig, als erstes Team auf die Insel zu kommen. So bleibt euch mehr Zeit heute, um die notwendigen Arbeiten wie Nachtlager und Nahrungsbeschaffung zu organisieren. Hat das jeder verstanden?« Ich weiß nicht, ob ich alles genau verstanden habe. »Ab jetzt seid ihr auf euch allein gestellt. Wir sind dann mal weg. Da hinten ist eure Insel. Viel Glück.« Ich bin noch beeindruckt. Der Anblick der Insel fasziniert. Idyllisch. Mitten in diesem grünen Meer. Ich mache einfach, was die anderen auch tun. Verstanden habe ich, dass ich ins Wasser springen soll. Schlimmer als vom Fünfer im Schwimmbad kann es auch nicht werden. Unser Boot mitsamt Kiste ist schon im Wasser. Die Jungs sind ja richtig schnell. Mann-o-mann, die legen ja los. Jetzt

wie immer. Augen zu und raus. Ich tauche ins Meer. Stille. Nur das dumpfe Platschen des Eintauchens hallt im Ohr nach. Eine Welle drückt mich schnell nach oben. Luft. Die anderen sind schon drei Meter mit der Kiste weg.

Brustschwimmen. Obwohl es gegen die Wellen nicht schwer ist, muss ich ganz schön Tempo machen. Endlich habe ich aufgeholt. Ich klammere mich an die Kiste und puste durch. Die sollen mich nicht ziehen. Bei jedem neuen Zug schiebe ich die Kiste mit den anderen. Das Schwimmen hier ist einfacher als im Schwimmbad. Es ist gar nicht so kalt, wie ich dachte. Hier draußen auf dem Meer sind es so an die 37 °C. Das Wasser hat dann vielleicht 28 °C. Weiter. Dieses Meer trägt mich gut. Ich muss pinkeln. Oh, Mann. Jetzt? Ich kann nicht alles auf einmal. Zum Pinkeln brauche ich Ruhe. Das geht hier nicht. Und vor allem: Wo soll ich hinpinkeln? Ins Wasser geht ja gar nicht. Hier schwimmen schließlich Leute neben mir. Über uns kreisen die Hubschrauber. Manchmal so dicht, dass sie das Wasser aufwirbeln und ich nur mit Mühe atmen kann. Wie damals.

Spätsommer 1959. Unter Wasser kommt die Panik. Meine Urangst. Seit dem Plauer See. Ich war nicht ganz drei Jahre alt. Baden. In der Badeanstalt am Zeltplatz. Mit Horst, dem besten Freund meines Vaters. Aus dem Hockeyverein. Ich traute mich nicht. Die Angst davor, vom Steg ins Wasser zu springen. Alle waren schon drin. Auch die etwas Jüngeren. Das ging für den Franz, meinen Vater, gar nicht. Also gepackt und kopfüber in den See. Panik. Todesangst. Keine Luft. Jemand packt mich. Mein Vater. »Na siehste. Geht doch.« »Du spinnst doch«, schimpfte Horst.

Ich kann mich im Moment besser über Wasser halten als gedacht. Wenn nur dieser unangenehme Druck auf der Blase nicht wäre. Irgendetwas hindert mich, zu pinkeln. Jede Bewegung der Beine schmerzt. Aber es ist nicht mehr weit. Das Wasser wird klar. Mit einem Grünstich. Unten sehe ich schon die Korallen. Mann, lieber schön ruhig hier. Habe etwas den Anschluss verloren. Ich bin etwa zwei Meter hinter den anderen. Ohne Kontakt zur Kiste. Ziehe jetzt ruhig durch. Die Korallen werden weniger. Sand. Ich kann den Boden berühren. Ich bin auf Tengah. Endlich. Die anderen laufen schon an den Strand. Ich bin auf Knien. Die Wellen schieben. Traue mich nicht, mich aufrecht hinzustellen. Die Blase platzt gleich. Wo kann ich hin? Vor mir ein Streifen ganz feiner, weißer Sand. Etwa zwanzig Meter. Danach wölbt sich der Dschungel auf. Ich sehe eine kleine, halbrunde Einbuchtung an einem

Felsen. Am Rand ein paar Palmen. Dahinter die dichten Mangrovenbüsche. Da sollte es gehen. Ich laufe durch den heißen Sand an den anderen vorbei. Die johlen, lachen, klatschen sich ab. Ich kann die Ankunft nicht genießen. Aber mich endlich erleichtern. Hinter den Mangroven. Beim Pinkeln schaue ich mir das, was ich von der Insel wahrnehme, sehr konzentriert an. Durch die Blätter sehe ich ein beeindruckendes Panorama. Wäre es eine Postkarte, hätte ich geschworen, sie sei mit Photoshop bearbeitet worden. Ein weißer Strand, hell, dass ich die Augen zusammenkneifen muss. Ruhig schlagen die Wellen an. Das Meer ist die ersten Meter neongrün. Dahinter wird es in kleinen Abstufungen tiefblau. Am Horizont rechts eine weitere Insel. Später erfahre ich, dass es Rawa ist. Links deutlich näher ebenfalls eine Insel. Sembilang. Ich lass es laufen. Das hört ja gar nicht mehr auf. Ich stehe hier schon gefühlte Minuten. Aber die anderen haben mich offensichtlich noch nicht vermisst. Zweige mit großen, grünen Blättern hängen dicht um meinen Kopf. Keine Schlangen. Wenn welche da sind, wo sind sie? In den Bäumen? Am Boden? Ich stehe in trockenem, braunen Untergrund. Wie Rindenmulch. Nur nicht so gleichmäßig. Durchsetzt mit Zweigen und kleinen Aststücken. Braune Blätter. Hier raschelt es überall. Ich gehe lieber wieder an den Strand. Meine Klamotten sind noch nass. So muss ich diese brütende Hitze noch nicht spüren. Auch nachher werde ich mein Hemd anlassen. Muss ja nicht direkt jeder meine Plauze sehen. Außerdem steht die Sonne so hoch, dass ich einen schnellen Sonnenbrand befürchte. Geht gar nicht. Gleich ausfallen? Keiner registriert wirklich, dass ich wieder da bin. Ich stelle mich einfach zu den Anderen. Mein blaues Tasikbuff habe ich ums Handgelenk gewickelt. Immer noch keine Ahnung, wie man das benutzt. Einige haben es schon als Kopftuch auf. Die Mädels benutzen es als Halstuch. Zusammengerollt. Wie einen Schal. Alles redet laut durcheinander. Ich sag nix. Philipp macht den Vorschlag, eine Vorstellungsrunde zu machen. »Dann wissen wir schon mal ein wenig über den anderen. Vor allem sollten wir auch kurz über außergewöhnliche Fähigkeiten sprechen. Vielleicht kann einer ja etwas Besonderes. Oder ist ein guter Schwimmer. Oder Taucher. Oder er kann Feuer machen. Dann fällt uns der Start leichter, wenn wir jemanden haben, der schon was kann.« Den Vorschlag mit der Vorstellung hätte ich jetzt auch gemacht. Gut, dass er von jemand anderem kam. Möchte hier auf jeden Fall den Eindruck vermeiden, mich vorzudrängeln, oder, schlimmer noch, zu bevormunden. Aber ich kann ja jetzt gleich mit mir anfangen. Sonja ist schneller. Sie

ist noch sehr jung. Etwas aufgedreht. Teenager halt. Früher sagten wir Backfisch dazu. Etwas zu viel um die Hüften. Eigentlich so von allem etwas zu viel. Ihre Art wirkt auf mich etwas überheblich. Jugendarroganz. Ich verstehe das. Hatte selbst immer sehr viel davon. Sie ist trotzdem nett. Ich lasse eine kleine Pause und setze zu meiner Vorstellung an. Aber die anderen sind schneller. Alle trauen sich. Na, die haben ja bunt gemischt. Jurastudentin Sonja, die knackige Medizinstudentin Eva, Werbemodel Michael, der harte Typ aus dem Casting. Dann Musicalstudent Heiko. Er unterhielt damals im Dorint in Köln die Leute beim Casting. Filialeiterin Susanne aus Recklinghausen, Religionsstudent Philipp, ein Franke. Ich glaube, irgendwo aus der Nähe von Nürnberg. Der junge Sportstudent Hendrik. Der mit dem Braunschweig-Schal. Ich hatte ihn kurz in Köln in der Praxis beim Tropenarzt gesehen. Und Kima. Ein Model aus Düsseldorf. Das introvertierte, zarte Mädchen vom Schiff. Ich glaube, sie studiert BWL. Habe nicht richtig aufgepasst. Und last, hoffentlich not least, ich. Der alte Sack. Meine Pausen waren anscheinend zu lang. Ich bleibe beim Vorstellen zum Schluss übrig. Meine erste Regel aus dem Leben hat schon nicht gegriffen. »Werde nie Erster oder Letzter.« Letzter heißt Loser. Und Erster ist gefährlich. Die Neider sägen dich ab und die Konkurrenten wollen an dir vorbei. Koste es, was es wolle. Zuviel Anstrengung, sich ihrer zu erwehren. Dann schon lieber im Windschatten als Zweiter und auf die passende Gelegenheit warten. Whatever. Hauptsache kein Durchschnitt. Alles schaut auf mich. Spule meine Vorstellung runter wie in etlichen meiner Gesprächskreise. Zum Schluss kriege ich dann doch noch die Kurve: »Wie ihr seht, bin ich ganz normal, abgesehen von meiner Wampe. Ach ja. Vier herzallerliebste Töchter habe ich auch noch. Und was Besonderes kann ich auch nicht. Vielleicht ist das ja das Besondere.« Das hat jeder verstanden. Sie haben mich registriert. Philipp bringt die Tagesplanung ins Gespräch. Jeder sagt was. Nach gemeinsamem Entschluss teilen wir uns in drei Gruppen. Hausbau, Essen, Feuer.

Ich hatte in der Woche, bevor es losging, noch schnell einen Crashkurs »Survivaltraining« gebucht. Im Sauerland. Laut Vertrag war das eigentlich verboten. Der Sender möchte keine Experten. Nur Leute wie »du und ich«. Ok. Ich machte es trotzdem. Drei Tage sollte der Kurs dauern. Aus Zeitgründen konnte ich nur den ersten Tag zusagen. Musste trotzdem den ganzen Kurs bezahlen. Und am Ende hatte ich auch noch mein schönes blaues Fuerteventura-Shirt vergessen. Toll.

Kursschwerpunkt Tag eins: Feuer und Angeln. Sutin war mit. Sie als Thai hat sich bei meinem Versuch »Fisch ausnehmen« ein wenig amüsiert. Wie sie sich oft amüsiert über uns Langnasen. Also eine leichte Verbeugung mit gefalteten Händen und einem freundlichen Lachen als Ausdruck von Belustigung in dezent asiatischer Zurückhaltung. Na ja, so ist sie halt. Das mit dem Feuer habe ich am Schluss hingekriegt. Der Coach hatte mehrere Methoden vorgestellt. Gebündeltes Licht mit Glasscherben und so was. Die einfachste Methode kam auf der Insel nicht in Frage: Feuerstein. Wir haben keinen. Brennglas? Wäre möglich. Irgendwo auf der Insel müsste dann aber eine geeignete Scherbe rumliegen. Dann die bei uns bekannteste Methode. Hartes Holz auf weichem Holz. Reibung erzeugen mit einer Art Bogen. Im Sauerland habe ich das hingekriegt. Was soll schon passieren? Ich finde mich mit Heiko und Hendrik zum Feuermachen, halte mich aber erst mal zurück. Mist. Keiner der beiden hat das vorher schon mal gemacht. Ich rücke mit meiner Methode raus und konzentriere mich ganz auf die mit dem Bogen, der einen Holzstab schnell in einem weichen Holzbrett dreht. Sie nicken. Ok. Dann ich. Wir suchen zuerst einmal alles zusammen. Unter den Palmen liegen alte, trockene Kokosnüsse. Außen ist so eine Art Wolle. Knochentrocken. Das nehme ich als Zunder. Dann Brennholz suchen. Kleine Zweige und etwas größere Äste. Großes Holz liegt jede Menge am Strand rum. Wir finden schließlich ein Stück weiches, helles Holz. Wohl aus einem Brett gebrochen. Dann noch ein harter, stabiler, gerader Ast. Das Hartholz. Gerade so dick, dass ich ihn mit Daumen und Zeigefinger umspannen kann. Ich finde noch einen biegsamen, aber stabilen Zweig. Armlang. Fingerdick im Durchmesser. Am Strand liegen alte, zerrissene Netze. Wir entknoten das Gewirr und können die Plastikschnur als Sehne für den Bogen nehmen. Gleich beim ersten Mal kriege ich das Aufspannen der Schnur auf den Stock mit der Sauerlandtechnik hin. Die Zwei sind beeindruckt. Sollte es tatsächlich klappen? Um uns herum immer die Kameracrew. Ich sehe sie schon gar nicht mehr. Jetzt haben wir alles. Die Technik ist relativ einfach. Unten das Brett, Zunder drauf, den Stock in den Bogen drehen, das Hartholz in den Zunder stellen. Bogen und Hartholz bilden einen rechten Winkel. Jetzt muss von oben Druck ausgeübt werden. Ich erkläre, was wir brauchen. Heiko sucht einen handlichen Stein mit halbwegs ebener Fläche. Ok. Den Stein auf den Stab. Ich erkläre noch mal die Technik. Es könnte länger dauern, bis ein Resultat zu sehen ist. Ich werde nicht so viel Kraft haben, den Stein länger als ein paar wenige

Minuten mit beiden Händen auf den Stock zu drücken, während der andere den Bogen schnell von vorn nach hinten schiebt. Wie beim Sägen. Es ist mir wichtig, das Übergeben des Steines flüssig und reibungslos hinzukriegen, damit der Druck auf den Stab nicht aufhört und die Reibung im Zunder nicht nachlässt. Heiko dauert das zu lange: »Gib mal her.« Sehr bestimmend und mit barscher Stimme nimmt er mir den Bogen mit dem Stab aus der Hand. Ok. Was bist du denn für einer? Hendrik drückt mit beiden Händen auf den Stein. Heiko sägt. Ich ahne Böses. Mein Bogen ist zu klein geraten. Der Stein rutscht mehrmals ab. Heiko braucht nach zwei Minuten eine Pause. Ich drehe jetzt weiter. Wechsel. Hendrik sägt. Wechsel. Wechsel. Wechsel. War da etwas Qualm? Ich knie im Sand. Pusten. Wenn Glut da ist, braucht sie Sauerstoff. Luft. Langsamer pusten. Mehr. Die zwei drehen wie verrückt. Wechsel. Die Kraft geht aus. Pause. Keine Glut, kein Qualm, kein Feuer. Niedergeschlagenheit. Bin ich jetzt schon am ersten Tag hier der Volltrottel? Hätte ich doch nur nicht gesagt, dass ich das schon mal gemacht habe. »Was machen wir jetzt?« Wir sind erst ein paar Stunden auf der Insel. Die Sonne steht schon tief. Aber anders. Fast im Norden? Hier ist alles anders. Muss am Äquator liegen. Wir sind hier auf der Südhalbkugel. Da kehren sich die Bewegungen am Himmel um. Die Sonne geht im Osten auf, erreicht hier im Norden ihre höchste Stellung, und geht im Westen wieder unter. Sie bewegt sich also am Himmel von rechts nach links, und nicht wie bei uns auf der Nordhalbkugel von links nach rechts. Das gilt dann also auch für alle Sterne und den Mond? Ach, keine Ahnung. Jetzt nicht. Konzentrier dich. »Ich schlage vor, wir probieren es noch mal. Nutzt ja nix. Irgendwie müssen wir dieses Scheißfeuer ja zum Brennen kriegen.« Die Motivation bei den Zweien ist nicht mehr besonders hoch. »Bringt doch eh nichts mehr. Das klappt sowieso nicht. Vielleicht haben die anderen ja was zu essen gefunden. Obst oder so was.« Höre ich da einen leichten Vorwurf raus? Ich bleibe ruhig. »Kommt, Jungs. Einmal noch. Dann fragen wir mal die anderen, ob denen was Schlaues einfällt.« Noch mal von vorne. Nichts geht. Ich habe Blasen in der Handfläche. Wir lassen den Kram im Sand liegen und gehen zu den anderen. »Sorry. Wir haben es mit dem Feuer nicht hingekriegt. Fällt einem von euch da was ein?« Schweigen und Kopfschütteln. Unser »Team Essen« hat auch nichts zuwege gebracht. Ingeheim hatte ich gedacht, dass wenigstens Muscheln oder Eier gefunden werden könnten. Aber Kokosnüsse müssen dann wohl reichen. Meine Befürchtung tritt nicht ein. Wir werden nicht rund

gemacht. Anscheinend hat sich niemand so recht getraut, sich zum Feuermacher zu erklären. Wenigstens die Hausbauer haben einen Erfolg zu verbuchen. Unser neues Zuhause steht. Vom Meer aus an den großen Felsen rechts am Strand. Am Fuße eines steilen Abhanges. Bewachsen mit undurchdringlichen, fremden und exotischen Pflanzen. Der Platz ist gut gewählt. Nach hinten schützt uns der Berghang. Zum Meer hin bieten die Felsen relativen Schutz. Nach vorne nur Strand und halblink das Meer. Rechts der Dschungel. Von da kommt kein Wind durch. Ich selber hatte einen anderen Platz im Auge. Schräg gegenüber. Unmittelbar am Anfang des Dschungels liegt dort eine kleine Lichtung mit fast sauberem, feinem Sand zwischen Palmen. Von drei Seiten durch den Dschungel gegen Wind und Wetter geschützt, gibt es eine außergewöhnliche Aussicht auf das Meer. Dieser Platz hätte den Vorteil, dass wir weich auf dem Boden liegen könnten. Ich halte mich aber zurück. Philipp und Michael haben sich für eine Lagerkonstruktion mit einer Art Fußboden entschieden. Der Sand ist durchzogen von mehr oder weniger kleinen Steinen und Felsen. Deshalb haben sie die Hütte auf einer Unterkonstruktion aus nebeneinanderliegenden Bambusbalken gebaut. Vorne liegt das Dach auf zwei dicken Stämmen. Hinten liegen die Querträger aus Bambus etwas höher auf zwei natürlichen Felsvorsprüngen des Abhanges. Wir haben einen rechteckigen Balken gefunden. Das schon morsche und verwitterte Ende wird mit der Axt gekürzt und bildet so eine schöne seitliche Auflage für die langen Äste des Daches. Außerdem ergibt sich somit automatisch die Tiefe der Hütte. Philipp verknotet alles sehr gekonnt und fachmännisch. Wenn ich das vorhin richtig mitbekommen habe, ist er, soweit sein Studium es zulässt, nebenberuflich Outdoor-Trainer und kann gut segeln. So sind ihm Knoten, Netze, Seile und auch diese Art Balkenkonstruktion vertraut. Wir brechen lange Zweige mit den großen, grünen Blättern aus den Mangrovensträuchern. Sie geben einen guten Belag für den Bambus am Boden ab. Außerdem lassen sie sich einfach zwischen den Zweigen unseres Daches verarbeiten. Mit den Palmblättern sieht das eigentlich schon ganz ordentlich aus. Unsere Hausbauer sind genauso geschaffert wie wir. Philipp und Michael haben aber wenigstens ein Ergebnis erzielt. Und das kann sich sehen lassen. Susanne und Eva haben auf ihrer Erkundungstour nur drei halbwegs frische Kokosnüsse gefunden. An den Palmen hängen zwar viele, große, grüne Nüsse. Aber in fünfzehn Meter Höhe. Unsere Klettertechniken sind beschränkt. So hoch traue ich mich nicht. Auch sonst keiner. Wir müssen uns wohl fürs Erste auf

das »Fallobst« beschränken. Am Boden liegen um die Palmen oft vier, fünf alte Kokosnüsse. Den ganzen Tag, auch nachts, fallen die reifen Früchte von den Palmen. Es gibt jedes Mal ein lautes Geräusch. Wir meiden deshalb nach Möglichkeit die Palmen. So eine Nuss wiegt schon mal zwei Kilo. Die muss einem nicht unbedingt auf den Kopf fallen. Ich weiß, dass in den Tropen regelmäßig Menschen von herunterfallenden Kokosnüssen erschlagen werden. Wir finden noch einige brauchbare Nüsse. Eigentlich sind es ja keine Nüsse. Sondern Steinfrüchte. Aber ich muss hier ja nicht gleich den Klugscheißer raushängen lassen. Nicht alle abgefallenen Kokosnüsse sind noch genießbar. Doch nach kurzem Schütteln merken wir schnell, welche noch essbar sind. Die Kokosmilch muss sich bewegen. Eigentlich ist es keine Milch. Eher Kokoswasser. Bei frischen Früchten ist es klare, ein wenig ölige Flüssigkeit. Wir sagen trotzdem Kokosmilch. Nach der frustrierenden Nahrungssuche sind Susanne und Eva den Hausbauern zur Hand gegangen. Nun stehen die Vier zusammen und betrachten ihr Werk. Sonja sitzt etwas abseits am Strand. Die Füße im Wasser. Sie müsse etwas Ruhe haben. Als wir dazukommen, machen alle einen niedergeschlagenen Eindruck. Ich wundere mich. Eva, Susanne und Michael haben sich Gesicht, Oberkörper und Beine mit dem Ruß eines alten, abgefackelten Balkens eingeschmiert. »Wie siehst du denn aus?« »Diese Mücken bringen mich um. Mit diesem schwarzen Zeug ist es etwas besser. Ich glaube, das mögen die nicht.« Ich habe noch keine Mücken bemerkt. Aber zu Hause ist das auch so. Frau und Kinder werden förmlich perforiert. Ich kriege keinen Stich. »Was machen wir jetzt mit dem Feuer?« »Zeig mal her.« Philipp will es auch noch mal probieren. Nach meiner Erklärung, wie wir es versucht haben, wundert er sich: »Das hätte ich auch genauso gemacht.« Wir versuchen es nochmal. Drehen, wechseln, drehen. Nichts geht. Ich lasse mir die Blasen an den Händen nicht anmerken. Gott sei Dank wird es dunkel. Zurück. »Dann köpfen wir mal die Kokosnüsse und sehen, was für jeden da ist.« Heiko und Hendrik liegen schon in der Hütte. Eva und Susanne werkeln mit den Blättern am Dach herum. Philipp öffnet die erste Nuss. Er erklärt, wie man das am besten machen sollte und öffnet sie mit der Spitze der Machete. Ich höre nicht richtig zu. Es scheint Streit gegeben zu haben. Einige sind etwas einsilbig. Aber die Aussicht auf ein wenig Essen hellt die Gesichter schnell wieder auf. Die erste Kokosnuss geht reihum. Jeder nimmt einen Schluck der Kokosmilch. Sie schmeckt süß. Auch etwas bitter. Später merke ich, dass die älteren Nüsse immer etwas bitte-

rer schmecken. Die Kokosmilch reicht kaum für alle. Philipp zerschlägt die Nuss. Besser gesagt den harten, braunen Kern. Mit der Machete. Dann teilen wir die Stücke auf, knabbern das weiße Fleisch von der harten Schale. Es ist pulvrig weich und saftig. Schmeckt besser als zu Hause. Klar. Ist ja auch frisch. Einige klagen über Hunger. Heiko am lautesten. Was soll das nur geben? Wir sind mal gerade zwölf Stunden unterwegs. Der erste Tag ist noch nicht vorbei. Und der fängt jetzt schon an zu jammern? Ich habe keinen Hunger. Das liegt aber auch an meinen Essgewohnheiten. Schon seit Jahren esse ich morgens gar nichts. Außer Kaffee kriege ich da nichts runter. Erst im Laufe des Abends nach der Arbeit kann ich essen. Natürlich zu viel. Diese Essgewohnheit liegt an meinem Arbeitsstil. Ich arbeite so lange, bis ich nicht mehr kann. Nicht unbedingt körperlich. Aber bis ich merke, ich fange an Fehler zu machen, dann reicht es. An guten Tagen kommen da schon mal zwölf, dreizehn oder auch fünfzehn Stunden zusammen. Ohne Pause. An schlechten muss ich schon nach sieben Stunden aufhören. Alles ziemlich ungesund. Als selbständige One-man-show geht es nicht anders. Oft sechs, manchmal sieben Tage die Woche. Dreihundertzwanzig Tage im Jahr. Auch im Urlaub. Den Laptop, das Handy immer dabei. Aber was hilft es? Ich werde nicht der Einzige sein. Im Hamsterrad. Seit Jahren. »Keine Atempause.«

Abends. Wir öffnen noch die zweite Kokosnuss im Tageslicht. Die Dritte heben wir für morgen auf. Dann wird es dunkel. Das geht schnell hier. Gerade noch blendend hell. Eine gute halbe Stunde später und die pralle Sonne ist schwarzblauer Dunkelheit gewichen. Das Sternenlicht wird vom ruhigen Meer reflektiert. Der Mond steht auch ungewohnt. Ganz woanders. Ich weiß immer noch nicht genau, warum. Muss auch was mit der Südhalbkugel zu tun haben. Vertraute Sternbilder, die zuhause im Süden zu sehen sind, stehen hier auf der Südhalbkugel am Himmel im Norden. Auf dem Kopf. Ein ungewohntes Bild, wie der gesamte Sternenhimmel über mir. Millionen mehr Sterne zu sehen als bei uns. Gefühlt zumindest. Die Nacht ist erstaunlich hell. Hier am Strand können wir noch halbwegs sehen. Es wird langsam Zeit, schlafen zu gehen. Ich lege mich in die Hütte. Der Untergrund besteht aus Bambus und ist wenig komfortabel. Bretthart. Es schmerzt schon. Aber da muss ich durch. Alle liegen dicht gedrängt zusammen. Ich liege unbequem und ganz nahe bei Sonja. Die Nähe ist angenehm. Ich bin todmüde. Den schlaflosen Flug eingerechnet hatte ich jetzt seit fast 48 Stunden kaum Schlaf. Noch kein größeres

Problem. Meine erlernten Routinen müssen ran. Schlafen muss auch hier gehen. Ich versuche, mich wegzubeamen. Eine Parallele zu schaffen. Ein Déjà-vu zu finden. Langsam dämmere ich weg. Die anderen quatschen noch. Aber immer leiser. Über uns raschelt es ab und zu. Aus dem Dschungel kommen exotische Geräusche. Irgendwelche Tiere sind da. Manchmal schreit ein Vogel. Ich glaube, die Schlangen jagen. Es raschelt. Sonja schreit laut. »Hilfe! Hier sind ja Ratten!« In der Dunkelheit sehe ich etwas weghuschen. Sonja stürmt aus dem Lager. Wieder raschelt es. Von unserem Dach fällt etwas herunter. Genau auf Susanne. Sie liegt noch. Ist auch relativ unaufgeregt. Es ist ein kleines Tier. Für eine Ratte etwas zu klein. Auf jeden Fall ein Nager. Vielleicht sind die Ratten hier kleiner? Jetzt ist alles auf. Sonja ist geflüchtet. Sie liegt am Strand. Zwei Leute sind bei ihr. Ich gehe langsam hinüber. »Was ist?« »Sie hyperventiliert.« Eva ist Medizinstudentin. Sie wird wissen, was man da macht. Wir reden beruhigend auf sie ein. Sie atmet in eine alte Plastiktüte. Susanne, Eva und ich streicheln sie. »Da hilft jetzt nichts anderes.« Für mich ist so was neu. Es war doch nur eine Ratte. Ich versuche, das zu verstehen. Vielleicht ist sie ja auch total übermüdet. Für die jungen Menschen hier ist es wohl noch anstrengender. Ok. Ich tue mein Bestes. Langsam wird sie ruhiger. Sie atmet langsamer und tiefer. Auf dem Meer aus Richtung Rawa sehe ich ein Licht. Es kommt näher. Ein Boot? Wie haben die mitgekriegt, das hier was nicht stimmt? Es kommt immer näher. Treibt jetzt ungefähr hundert Meter vom Strand in den Wellen. Ein kleines Beiboot wird zu Wasser gelassen. Es schimmert grün, wenn die Wellen das Mondlicht reflektieren. Vielleicht dasselbe Beiboot, indem wir mit unserer Kiste nach Tengah geschwommen sind? Es wird mit irgendwelchen Sachen beladen. Dann schwingen sich drei Leute über die Reling, stehen im Wasser, greifen das Beiboot. Langsam kommen sie durch die Wellen zum Strand. Nur ab und zu Schatten gegen den schwarzen Sternenhimmel. Sie unterhalten sich. Die Stimmen werden lauter. Sie sind da. Eine neue Crew. Nachtaufnahmen. Mit einer restlichtverstärkenden Kamera. Das hat mir noch gefehlt. Wir stehen hier im Moment alle etwas unter Stress. Und jetzt noch Interviews? Über den Tag werden wir immer wieder kurze Statements zum Geschehen auf der Insel, unserem Befinden und auch unsere Einschätzung über die anderen vor der Kamera abgeben. Sie sollen dem Zuschauer den Ablauf verdeutlichen. Sie nennen das »Interview«. Diesmal ist der Regiemann ein Schweizer. Mit großer, runder Brille. Er hat Verständnis für uns.

Aber er müsse den Plan durchziehen. Die Ratten sind Thema. Was wir fühlen in dieser ersten Nacht? Keiner von uns ist richtig motiviert. Nur noch ein paar Bilder von uns zusammen. Schlafend oder besser dösend in der Hütte. Dann geben sie auf. Sie packen den Kram in einen kleinen Bretterverhau im Dschungel. Gut abgedichtet gegen Feuchtigkeit. Dickes Schloss drauf. Warum? Nur wir sind da. Kurze Zeit später ist die Kameracrew wieder weg. Wie spät mag es sein? Ich schätze so gegen drei. Wir liegen wieder alle dichtgedrängt in unserer Hütte. Ich habe Sonja fest im Arm. Wie meine Kinder, wenn sie schlecht träumen. Meine große Schwäche. Ich fühle mich sofort verantwortlich. Sie zittert. Ich weiß nicht, ob vor Angst, Aufregung oder Kälte. Ich versuche, Ruhe auszustrahlen und streichle ihr über den Kopf. Bei jedem Rascheln schreckt sie hoch. »Ruhig. Es war nichts. Schlaf.« Sie wimmert leise. Muss was mit Hysterie zu tun haben. Auf sie muss ich aufpassen. Ich kann mich nicht drehen, ohne sie zu stören. Also bleib ich einfach so liegen. Der Bambus wird blaue Flecken machen, so drückt es. Die Wellen schlagen ruhig an den Strand. Zwischen unserem Blätterdach und dem Horizont ein Sternenhimmel, der so ganz anders aussieht, als bei uns. Auf dem Meer ab und zu etwas hellere Streifen. Die Gischt. Die fremden Geräusche aus dem Dschungel hören nicht auf, ich registriere sie die ganze Nacht. Wie die seltsamen Fluggeräusche ab und an von schwingenden Flügeln. Langsam. So ähnlich hört sich ein abfliegender Schwan an. Ein Vogel? Wie groß soll denn der sein? Dieses Fluggeräusch ist ein wenig unheimlich. Später erfahre ich, es sollen Flughunde sein. Ab und zu döse ich ein, bis Sonja wieder hochschreckt. Ich denke, das war es mit meiner Nacht und etwas Schlaf.

Die Tagesration am ersten Tag:

80 g	Kokosnuss	358 kcal/100 g	286,4 kcal
75 ml	Kokoswasser	181 kcal/100 ml	135,7 kcal
2 l	Wasser		0,0 kcal
		Gesamt	422,1 kcal



195.909 Worte. Ein fesselndes und außergewöhnliches Abenteuer lässt Dich eintauchen in reale Geschichten von Erfolgen und Niederlagen, vermeintlichem Glück, der Aussicht auf Ruhm und einem immerwährenden Auf und Ab der Leidenschaften.

Die überaus dichte Schilderung einer nicht alltäglichen Lebensgeschichte. Eingebunden in die Dreharbeiten zur TV-Reality-Doku "Survivor - überwinde, überliste, überlebe" von ProSieben. Ein extremes Erlebnis im Südchinesischen Meer. Zurückgeworfen auf mentale und körperliche Basics der Existenz.

Die Abenteuer erzählen von Stürmen, Hitze, Hunger und Entbehrungen. Fünfzig Tage auf einigen kleinen Inseln in Malaysia, verwoben mit intensiven Rückblicken auf fünfzig Jahre Lebensgeschichte. Sie lassen das Erreichte in einem anderen Licht erscheinen. Und wird so zu einer Bereicherung für das weitere Leben des leidenschaftlichen Abenteurers Volker Kreuzner.



TENGAI FOUNDATION - DIE STIFTUNG

www.tengahfound.de

Echt.

Spannend.

Mutig.

Ehrlich.



ലിനക്സ് സ്റ്റാമ്പിംഗ് ഉള്ള റൂട്ടിംഗ് ഞാനെങ്ങനെ കണ്ടെത്തുക കഴിയും

CRUSOE 2.0

Ein Leben - zwei Geschichten.



„Stell dir vor,

*Du machst eine Reise an das andere Ende der Welt.
In ein Abenteuer, das Du Dir so nie erhofft hättest.
Es wird Dich an deine absoluten Grenzen bringen.*

*Und dort erwartet Dich jemand,
mit dem Du nicht gerechnet hast:*

Du selbst.”



Verlag: Tengah Foundation €
 ISBN 978-3-9819231-0-0



9 783981 923100

ശ്രീ മദ്യകര ദുരൂപായഗ ഞാനെങ്ങനെ കണ്ടെത്തുക കഴിയും